

Frankfurter Allgemeine
Magazin

FEBRUAR 2021

Im Wirbel der Zeit:
Verbotene Nähe und
erzwungene Ferne ordnen
Design und Leben neu

**MODE
SPEZIAL**

CHANEL





DOLCE & GABBANA

DOLCEGABBANA.COM

GUCCI





MaxMara

MAXMARA.COM



MaxMara

IS

NEW

STILL

RELEVANT?

ANSWER

AT

PRADA

.COM

NÄHE VON FERNE

Ja, einen weiteren Artikel zu Corona braucht man eigentlich nicht. Noch ein ganzes Heft erst recht nicht. Daher geht es dieses Mal auch nur in einem großen Stück um die schlimmsten Auswirkungen der Pandemie: Eine Frau, für die das Virus eine tödliche Gefahr bedeutet, berichtet über ihren Spießrutenlauf durch das Leben, über die Einsamkeit in der Isolation, über die Rücksichtslosigkeit der Menschen. Wer diese Doppelseite liest, die Rea Eldem aufgezeichnet hat, wird nicht mehr schnaufend an Entgegenkommenden im Park vorbeijoggen, nicht mehr beim Brötchenkauf in der Bäckerei die Maske „leider vergessen“ haben, sich nicht mehr lustig machen über Menschen, die auf dem Bürgersteig in großem Bogen ausweichen. Unsere Autoren, Fotografen und Stylisten haben das Beste aus der Lage gemacht. Zum Thema Nähe: In Berlin haben wir Nachbarn besucht und in ihrem vertrauten Habitat fotografiert. Zur Ferne: Leonie Feuerbach beschreibt, was die Migrationsgeschichte ihrer Eltern für junge Frauen bedeutet. Den Wuschelkopf vom Titel, der von vorne aussieht wie eine Mischung aus Einstein, Beethoven und Schopenhauer (naja, von hinten auch), porträtiert Jennifer Wiebking als das vielleicht größte junge Mode-Genie, das auch per Fernarbeit die Mailänder Marke Marni nach vorne bringt. Unsere Korrespondenten ermessen den Raum, indem sie sich die fernsten Ecken Deutschlands aus der Nähe ansehen. Sebastian Eder horcht in die vielen Podcasts hinein, die durch den Lockdown unüberhörbar wurden. Und Hannah Bethke, eigentlich für ihre Feuilleton-Berichte aus Berlin bekannt, hat eine Fähigkeit entwickelt, von der sie vor einem Jahr noch gar nicht gedacht hätte, dass sie in ihr steckt: Sie ist zu einer ambitionierten Köchin geworden. Vielleicht muss man also richtig herum in das Fernglas schauen – nicht ins Objektiv gucken, um alles, was in der Nähe ist, in weiter Ferne zu sehen, sondern ins Okular, so dass durch das Objektiv wenigstens subjektiv der Eindruck entsteht, dass ein neues Leben doch nicht so weit entfernt ist. Dann wird unser virtuelles Dasein gleich erträglicher. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:
Julia Anton, Holger Appel, Barbara Bachmann, Hannah Bethke, Dr. Reiner Burger, Johanna Christner, Johanna Dürholz, Claus Eckert, Sebastian Eder, Rea Eldem, Leonie Feuerbach, Franziska Gilli, Aylin Güler, Rainer Hermann, Jomin Joahar, Ben Kuhlmann, Stefan Locke, Katharina Pfannkuch, Celina Plag, Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steinle, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner, Matthias Wyssowa

Bildredaktion:
Henner Flohr
Art-Direction:
Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)
Layout:
Verena Lindner

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de
Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:
Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:
Andreas Gierth
Einzelhefte können zum Preis von € 5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Mohnd Media Mohndruck GmbH
Carl-Berelsmann-Straße 161M
33511 Gütersloh

FOTO DIETER RÜCHEL

FLEXFORM

MADE IN ITALY

FLAGSHIP STORE MÜNCHEN
by böhmmler
Tel. +49 89 2136 0
flexform@boehmler.de

AGENTUR FÜR
DEUTSCHLAND
Patrick Weber
Tel. +49 7044 922910
info@italdesign.de

Auch bei anderen autorisierten Händlern. Besuchen Sie die www.flexform.it

ASOLO
MODULARES SOFASYSTEM
Antonio Citterio Design



CELINA PLAG (rechts) und **LEONIE VOLK** kommen die besten Ideen bei gemeinsamen Spaziergängen in ihrem Berliner Kiez. Die Journalistin und die Stylistin sind Fast-Nachbarinnen und Freundinnen. Gemeinsam entwickeln sie auch im Lockdown redaktionelle Konzepte, immer wieder auch für uns, zum Beispiel mit einem großen Rapperinnen-Shooting (Februar 2020). Menschen, Geschichten, Orte – in dieser Ausgabe haben sie Fragmente ihres Mikrokosmos in einer hybriden Modestrecke eingefangen (Seite 28). Warum immer in die Ferne schweifen? Sie zeigen: Viel zu entdecken gibt es auch in der unmittelbaren Nachbarschaft.

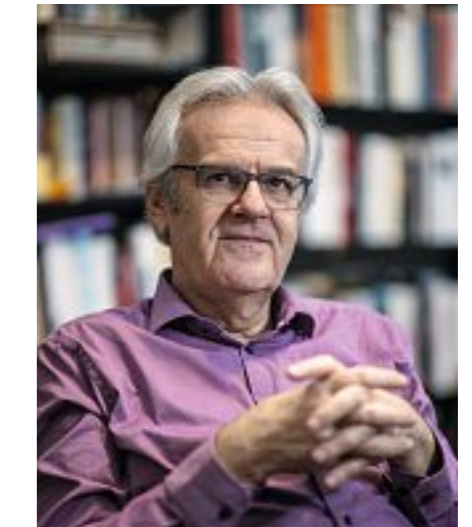


SEBASTIAN EDER hat einen Kollateralnutzen von Masken entdeckt: Andere merken nicht, wenn man plötzlich lacht. Dem Redakteur unseres Gesellschafts-Ressorts passiert das oft, wenn er Podcasts hört – zum Beispiel „Conan O’Brien Needs a Friend“. Den Moderator hält Eder für einen der lustigsten Menschen der Welt. Aber ist es nicht seltsam, wenn man Fremden so oft beim Labern zuhört, dass man sich ihnen irgendwann sehr nahe fühlt? Die neue Zuhör-App Clubhouse vervielfältigt dieses Problem nur. Eder sucht nach Antworten auf die Frage nach der Nähe aus der Ferne. (Seite 48)

FOTOS: SEBASTIAN EDER, HELMUT FRICKE, CELINA PLAG UND LEONIE VOLK, MIRIAM ROFLER

MITARBEITER

RAINER HERMANN berichtet seit einem Vierteljahrhundert für die F.A.Z. über die Türkei und den Nahen Osten. Als er in den Achtzigern in Damaskus studierte, schien die arabische Welt noch in Ordnung. Nach 2003 erlebte er im Irak die Wirren nach dem Sturz von Saddam Hussein. Auch über die Proteste und Kriege in Libyen und im Jemen berichtete er. Am 25. Januar 2011 war er bei Freunden in Dschidda, als in Kairo die Demonstrationen begannen. Er machte sich gleich auf den Weg. Für uns beschreibt er die Unruhen des „Arabischen Frühlings“. (Seite 17)



BARBARA BACHMANN und **FRANZISKA GILLI** sind in Südtirol aufgewachsen. Schon immer und unabhängig voneinander haben sie sich mit dem Frauenbild in der italienischen Gesellschaft beschäftigt. Vor drei Jahren beschlossen die Fotografin Gilli (rechts) und die Autorin Bachmann, dem Thema ein Buch zu widmen. Es war nicht ihre erste Zusammenarbeit, aber die bislang intensivste. Zu Land, zu Wasser und in der Luft durchkreuzten sie ihre Heimat, teilten sich stets ein Zimmer und

schliefen auf der nächtlichen Überfahrt von Sizilien nach Sardinien – auch mal unter der Treppe, geschützt vor neugierigen Blicken männlicher Fahrgäste.

25.000 Kilometer später erscheinen nun ihr Buch „Hure oder Heilige“ in der Edition Raetia – und unser Vorabdruck. (Seite 56)





MARCCAIN

Marc Cain Collections

www.marc-cain.com



Generationenkluft: Kinder von Einwanderern fühlen sich ihren Eltern nah, deren Sitten und Traditionen aber oft fern. Das führt zu Konflikten. (Seite 40)



Zum Beispiel Berlin: Unsere Modestrecke (Seite 28) illustriert die besondere Bedeutung, die Nachbarn in Zeiten von Corona bekommen haben.



ZUM TITEL

Francesco Riso wurde am 14. Dezember 2020 in Mailand von Federico Ciamei fotografiert.

- 18 LEE MILLER
- 23 ERNESTO GISMONDI
- 63 MARIE KONDO
- 66 FRANÇOIS DEMACHY
- 74 ANNA LEWANDOWSKA

LEBEN Laura K. ist Risikopatientin. Der Alltag in der Pandemie bringt sie an ihre Grenzen. *Seite 44*

FÜHLEN Notre-Dame, Bergamo, Moria: Warum uns manche Bilder so sehr nahegehen. *Seite 46*

TEILEN Stephan Weishaupt bringt mit Man of Parts gutes Design auch nach Nordamerika. *Seite 50*

SEHEN Deutschland extrem: Wir haben uns zu den fernsten Punkten im Land aufgemacht. *Seite 60*

HELFFEN Eine Stiftung will Gio Pontis Villa Planchart in Caracas erhalten. *Seite 64*

FAHREN Diese neuen Autos bringen die Elektromobilität weiter voran. *Seite 73*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 13. März bei. **Im Netz:** www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin **Twitter:** @fazmagazin



Sinn und Sinnlichkeit: Kochen ist ein ideales Rezept zur Krisenbewältigung – auch für Menschen, die vor der Pandemie lieber ins Restaurant als in die Küche gingen. (Seite 68)



Im Kommen: Die Modebranche hat sich lange auf ein Schönheitsideal festgelegt – Frauen sollten dünn sein. Models wie Jill Kortleve (Seite 54) könnten das ändern.



ANIA SCHIERHOLT

UNAUFGEREGTER LUXUS



www.ania-schierholt.com



Aus der F.A.Z. vom 3. Februar 2011: Großkundgebung auf dem Tahrir-Platz in Kairo – am Tag vor der „Kamelschlacht“, bei der es Tote und Verletzte gab.

Foto Helmut Fricke

VOR ZEHN JAHREN

Es ist der 10. Februar 2011. Auf dem Tahrir-Platz in Kairo feiern mehr als eine halbe Million Menschen, als sei Husni Mubarak schon zurückgetreten. Es herrscht Volksfeststimmung. Um 22.43 Uhr beginnt der ägyptische Präsident dann seine dritte Rede seit dem Beginn der Proteste am 25. Januar. Über uns hängt eine Leinwand, auf sie wird der müde wirkende Mubarak projiziert. Stille senkt sich über den Platz zwischen Ägyptischem Museum und Tagammu-Gebäude. Mubarak spricht langsam, Minute um Minute vergeht. Es sind keine Anzeichen zu erkennen, dass der Präsident, der seit 1981 im Amt ist, zum Rücktritt bereit sein könnte. Enttäuschung macht sich breit.

Die ersten Schuhe werden ausgezogen, die Sohlen werden Mubarak auf der Leinwand in wütendem Protest als Zeichen größtmöglicher Verachtung entgegengestreckt. Um 22.48 Uhr schallen die ersten Sprechchöre über den Platz: „Irhal, irhal!“ Also: „Hau ab!“ Es ist ein Stimmungsumschwung wie nach einer kalten Dusche. Die Kundgebung löst sich auf. Doch abfinden wollen sich die Demonstranten damit nicht. Am nächsten Morgen, einem Freitag und dem wöchentlichen Feiertag, sind sie wieder auf dem Tahrir-Platz. Gegen 18 Uhr verliert Omar Sulaiman, der frühere Geheimdienstchef, seit dem 29. Januar Mubaraks Vize, unerwartet eine Erklärung und gibt mit drei knappen Sätzen Mubaraks Rücktritt bekannt.

Nie haben die Ägypter in ihrer jüngeren Geschichte so ausgelassen gefeiert wie an jenem Freitagabend. Doch lange währte die Freude nicht. Nicht die vielen Flaggen vom Freitag sollten für die kommenden Jahre Ägyptens stehen, sondern die ausgestreckten Schuhe vom Donnerstag.

Die unvollendet gebliebene Revolution hatte sich angekündigt. Im Jahr 2005 hatten jugendliche Aktivisten um ihren Mentor George Ishaq die Bewegung Kifaya („Es reicht“) gegründet. Sie protestierten gegen die bevorstehende vierte siebenjährige Amtszeit Mubaraks. Das zweite wichtige Datum war der 6. April 2008. An jenem Tag begann in den staatlichen Textilwerken der Industrie-

stadt Mahalla al-Kubra ein Streik. Ein junger Blogger, Ahmad Maher, hielt die Welt über die Ereignisse auf dem Laufenden. Er beschrieb, wie Poster Mubaraks zerrissen und die Streiks gewaltsam zerschlagen wurden.

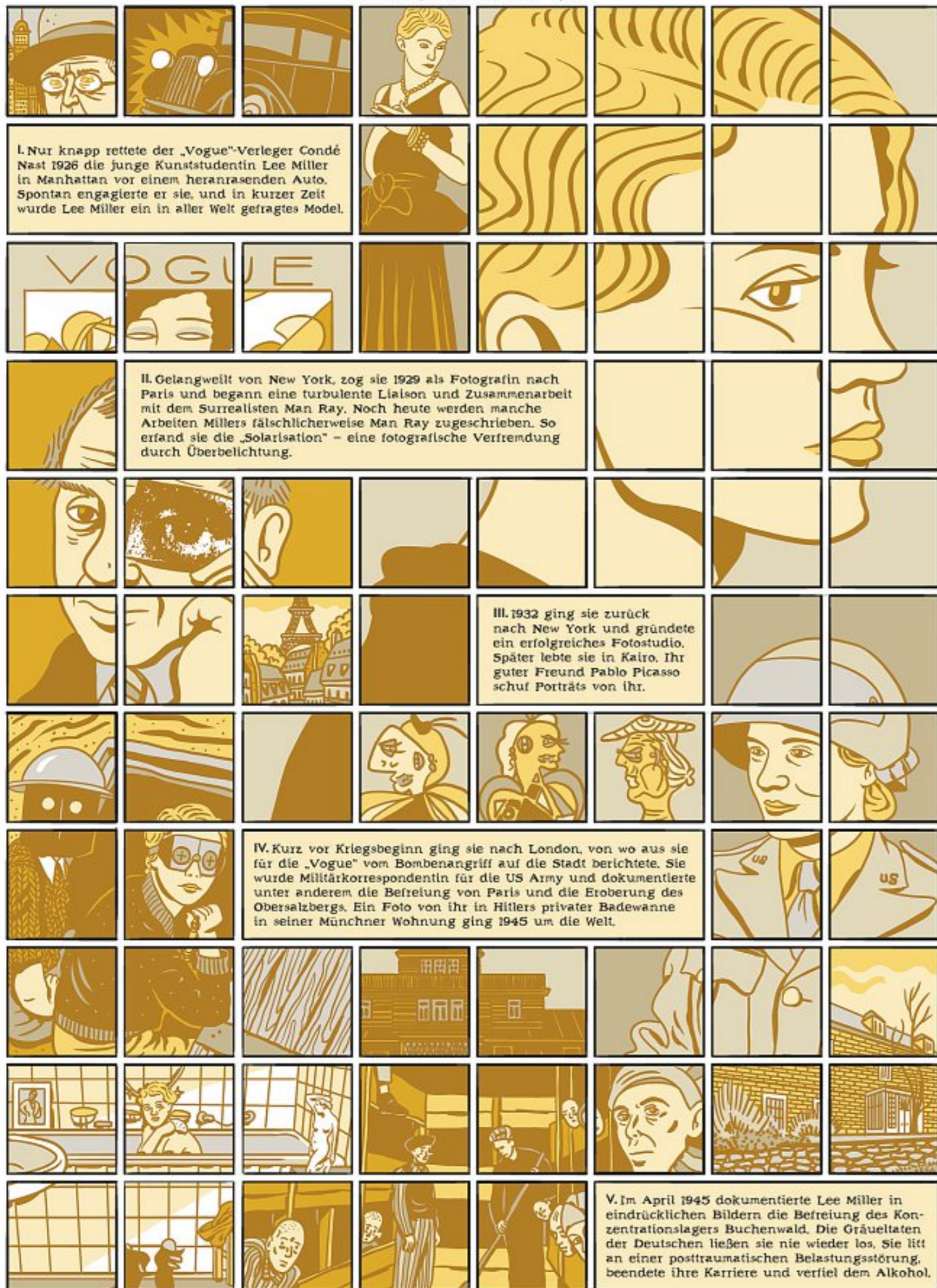
Maher und seine „Bewegung des 6. April“ gehörten vom Oktober 2010 an zu den Aktivisten, die für den 25. Januar 2011, den „Tag der Polizei“, eine große Demonstration vorbereiteten. Protestieren wollten sie gegen die Tötung des Bloggers Khaled Said am 6. Juni 2010 durch die Polizei. Dabei ließen sie sich von Aktivisten der serbischen Demokratiebewegung Otpor unterweisen, wie sie sich gegen die brutalen Sicherheitskräfte verteidigen konnten. Auftrieb bekamen sie, als am 14. Januar die Tunesier ihren Langzeitherrscher Ben Ali stürzten. Er floh, nachdem sich der Straßenverkäufer Bouazizi aus Verzweiflung mit Benzin übergossen und verbrannt hatte.

Am 25. Januar 2011 startete schließlich ein Demonstrationzug in einem Arbeiterviertel, in dem die Polizei die Aktivisten nicht erwartet hatte. Auf dem Weg in die Stadtmitte schlossen sich ihnen immer mehr Leute an. Die Polizei konnte die Bewegung nicht aufhalten. Als Mubarak seinen Innenminister Adli anrief, sagte der, es drohe keine Gefahr. Vor Mitternacht seien die Jugendlichen wieder zu Hause. Sie blieben jedoch auf dem Platz.

Am 28. Januar beteiligten sich in Kairo mehr als eine Million Menschen an den Protesten. Sie riefen: „Das Volk will den Sturz des Regimes!“ Am 2. Februar forderte das Regime die Demonstranten auf, den Platz zu räumen. Als das nicht geschah, schickte es seine Schlägertrupps, die auf Kamelen angeritten kamen. Bei der „Kamelschlacht“ wurden 13 Personen getötet und mehr als 1500 verletzt. Die Demonstranten leisteten Widerstand, sie harrten aus – bis Mubarak am 11. Februar zurücktrat.

Die Freude währte allerdings nicht lange. Die Militärdiktatur unter Präsident Abd al Fattah al Sisi hat die meisten Aktivisten von damals ins Gefängnis gesteckt oder ins Exil getrieben. *Rainer Hermann*

- Die 1001 Leben der Lee Miller -
Elizabeth „Lee“ Miller, * 1907 - † 1977



Von Simon Schwartz

cartier.de - +49 89 55984 221



PANTHÈRE
DE
Cartier

PRÊT-À-PARLER



Der Himmel über Berlin

Wer hat's erfunden? Zumindest das kann man in diesem Fall mit großer Sicherheit sagen: kein Schweizer. Und auch das scheint recht klar: Die Berlinererin Yara Jentzsch Dib war eine der ersten, damals im Jahr 2016. Bevor sie anfang, an der Markenbildung zu arbeiten, saß sie schon am Küchentisch und bastelte Handykordeln. Fünf Jahre später hängt ihre Handykordel in Rostrot mit farblich passendem Band, nun unter dem Label Xouxou (5), nicht mehr allein um den Hals unseres Models.

Das nennt man wohl To-go-Kultur: Geld, Schlüssel, Maske, Handy, Handykordel – nicht weniger und nicht mehr scheint der moderne Mensch heute zu brauchen, wenn er das Haus verlässt. Oder sollte man, genderkorrekt, sagen: sie? Denn wer sich ein Smartphone-Case quer um den Oberkörper schlingt, ist meist weiblich. Teenager können beruhigt sein, denn so ist das Handy griffbereit, wenn die Situation für ein Update des Profilfotos günstig ist. Junge Mütter haben die Hände frei fürs Kind, und das andere Baby, also das Handy, bleibt trotzdem in nächster Nähe. Ältere Damen müssen mit Kordel um den Körper nur noch nach der Lesebrille suchen.

An der Schnur ist uns das Handy noch näher, und die Welt da draußen nur einen Wisch entfernt. Riechen, schmecken, sehen, fühlen, am Handy daddeln. Wenn das digitale Endgerät mittel- bis langfristig ohnehin am oder gar im Körper befestigt wird, sind die Umhängekordeln in der Zwischenzeit ein schönes Provisorium. Und sie schmücken ja wirklich ein bisschen, wie der Strang mit aufgefädelten Perlen an dem Gehäuse von Studionooks (2). Siehe auch das Gehäuse, das kaum da zu sein scheint, aber dessen Kordel mit dicken Quasten versehen ist, von Etuui (1).

Was unser Model noch trägt? Ein Hemd aus dem Onlinestore Mytheresa von Plan C, der jungen Marke von Carolina Castiglioni, deren Familie einst die Modemarke Marni gründete (um die es ein paar Seiten weiter in diesem Heft geht).

Und unser Model trägt, neben einer Kordel mit robustem Riemen von Jalouza (4), noch einen Beweis dafür, dass das Zeitalter der großen Erfindungen nicht so schnell vorbei sein wird. Denn auch der To-go-Kaffeebecher lässt sich an eine hübsche Leine namens Joyuma (3) legen. Wer's erfunden hat? Natürlich jemand in Berlin. (jwi.) Foto Hannah Aders

cartier.de - +49 89 55984 221



SANTOS
DE
Cartier



SNEAK AROUND (27): ALLBIRDS TREE DASHER

Als Sneaker-Liebhaber interessieren mich nicht nur die Schmuckstücke an meinen Füßen, sondern auch, was Passanten in der Fußgängerzone, Kollegen im Büro und Stars in Lifestyle-Magazinen tragen. Vor allem bei den Prominenten ist mir dabei vergangenes Jahr immer wieder ein Label aufgefallen: Allbirds. Dazu muss gesagt sein: Ist man mit der Marke nicht vertraut, fallen einem die Sneaker kaum auf, da sie einfach gehalten sind. Zu den Allbirds-Fans gehören neben Oprah Winfrey, Matthew McConaughey und Gwyneth Paltrow auch Hollywood-Mütter wie Mila Kunis und Jennifer Garner. Selbst Barack Obama trägt die nachhaltigen Sneaker. Umweltaktivist und Schauspieler Leonardo DiCaprio ist mittlerweile sogar Teilhaber der Marke. Doch wie kam es zu dem plötzlichen Erfolg?

Nach einem Jahrzehnt als Fußballprofi verabschiedete sich Tim Brown 2012 in den „Ruhestand“. Die Verwunderung über die billigen Materialien und den Markenwahn, die ihm in seiner sportlichen Karriere begegnet waren, hielt nach. Also beschloss Brown kurzerhand, seine eigenen Sneaker zu entwerfen: Einfach, minimalistisch, bequem und nachhaltig sollten sie sein, ohne aufdringliches Logo und kreischende Neonfarben. 2014 sammelte er mithilfe einer Kampagne binnen fünf Tagen 100.000 Euro für sein Label. Allbirds war geboren. Der Name ist eine Anspielung auf Browns Heimat Neuseeland: Die ersten Siedler der Insel bekamen kaum Säugtiere zu sehen, nur Vögel. Brown holte sich als Mitgründer und Co-CEO den Wirtschaftsingenieur Joey Zwilling in die Firma. Seit 2016 erobert das in Kalifornien ansässige Label den Markt.



In den ersten zwei Jahren seiner Gründung verkaufte es mehr als eine Million Paar Sneaker. Die Schuhe werden aus umweltfreundlichen Materialien wie Merinowolle und Eukalyptusbaumfasern hergestellt. Zum ersten Schuh, dem Wool Runner, gesellten sich schnell weitere Modelle. So auch mein Favorit, der Laufschuh Tree Dasher. Das nahtlos verarbeitete Obermaterial besteht aus Eukalyptusfasern, die Schnürsenkel sind aus wiederverwertetem Plastik. Die anatomisch angepassten Einlegesohlen, das mit Merinowolle gefütterte Polster und die Sohle aus Zuckerrohr in zwei Härtegraden sorgen für ein angenehmes Tragegefühl – federleicht und doch stabil. Nachhaltigkeit kann cool sein!

Mittlerweile hat Allbirds rund 25 nachhaltige Materialien für sich entdeckt; sie können auch von anderen Unternehmen über eine Open-Source-Plattform bezogen werden. Weil das Start-up den klassischen Handel umgeht und direkt an die Endkunden verkauft, sind die Sneaker nicht teurer als herkömmliche Turn- und Laufschuhe. 2020 kündigte Allbirds an, als erste Modemarke seine Produkte mit dem bei der Herstellung entstandenen Ausstoß an CO₂-Äquivalenten zu kennzeichnen. Die Allbirds-Innovatoren sprechen vom „richtigen Maß an Nichts“: Schuhe, die unauffällig, funktionell und sogar in der Waschmaschine waschbar sind. *Aylin Güler*

Was trinken, wenn man nicht trinkt?

Frau Steiner, Achtsamkeit wird in unserer immer schneller werdenden Welt zum Credo – auch in Sachen Alkohol. Aber kann man ohne Alkohol Spaß haben?

Manch einer wird vergessen haben, wie das geht, aber das lässt sich wieder erlernen. Zumindest haben wir das bei uns festgestellt, als wir anfangen, weniger zu trinken. Meine Geschäftspartnerin Katja und ich haben damals zusammengewohnt, und an einem verkateren Sonntag fragten wir uns: Was trinken, wenn man nicht trinkt? Mit Nüchtern Berlin beantworten wir diese Frage.

Und wie sieht diese Antwort genau aus?

Wir verkaufen Alternativen zu Alkohol in unserem Onlineshop und haben außerdem vor einigen Monaten den ersten alkoholfreien Späti in Berlin-Schöneberg eröffnet. Trinken ist sehr emotional und gesellig, kann aber auch problematisch werden. Wir wollen niemanden missionieren oder alkoholische Getränke verteufeln, sondern einfach zeigen, dass es nicht immer Alkohol sein muss.

Was sind das für Alternativen?

Mit unserem „Null Prozent“-Späti haben wir von alkoholfreiem Gin über Aperitifs bis hin zu Whisky das ganze Sortiment abgedeckt. Aber wir haben natürlich auch Schaumwein sowie Rosé-, Rot- und Weißwein im Angebot. Eine eigene Getränkeategorie füllen die sogenannten Botanicals. Neu für uns entdeckt haben wir zudem Verjus, den Saft der unreifen Traube. Bevor wir anfangen, war die Produktpalette noch übersichtlich, aber aktuell kommen in dieser Sparte sehr viele neue Produkte auf den Markt. Wir glauben, dass 2021 das Jahr der nichtalkoholischen Getränke wird. Hier in Berlin werden Trends oft vorgekocht, in unserem Fall vorgetrunken, und Diversität ist ohnehin ein großes Thema – warum nicht auch bei unseren Trinkgewohnheiten?

Aber Sie sagen ausdrücklich, dass es Ihnen nicht um Mocktails geht. Warum nicht?

Als Mocktails bezeichnet man ja die alkoholfreien Pendants zu Cocktails. Das nennt sich dann „Virgin Colada“ oder „Safer Sex on the Beach“. Aber mal ehrlich: Wer will schon „Safer Sex“ trinken? Oft sind Mocktails auch reinste Zuckerschleudern und in der Getränkekarte sehr versteckt. Wir wollen auch der Gastronomie mit unserem Sortiment zeigen, dass es an alkoholfreien Getränken wirklich schon alles gibt und sie ihre nicht-alkoholische Karte getrost erweitern können.

Gibt es da ein Getränk, das besonders beliebt ist?

Unsere Kunden haben mehrere Favoriten, angefangen bei unserem Bestseller, einem alkoholfreien Pinot Grigio, aber auch Rotweine kommen gut an. Am meisten Auswahl haben wir an Gins, die sehr beliebt sind. Unser Geheimtipp ist aber ein sogenanntes Herbal Elixir: Schmeckt besonders gut auf Eis, ob nun pur oder gemischt. Ein Getränk auf Kräuterbasis – und das alles ohne Alkohol.

Was sind das für Menschen, die zu Ihnen kommen?

Wir dachten ja immer, unsere Zielgruppe, das sind wir selbst. Dabei umfasst sie viel mehr Menschen, im Alter von Anfang 20 bis Ende 70. Manche unserer Kunden nehmen auch längere Wege durch Berlin in Kauf, um uns einen Besuch abzustatten. Oft sind es Familien, oft aber auch Männer, die sich für unseren alkoholfreien Whisky, die Biere und Rotweine interessieren.

Dabei ist Deutschland nicht für seine gedrosselte Freude am Trinken bekannt.

Der Trend des alkoholfreien Trinkens kommt auch aus den Vereinigten Staaten und Großbritannien. Schon im Jahr 2015 konnte man das „Mindful Drinking“ dort aufkommen sehen. Es geht darum, wann, mit wem und

wie viel man trinkt. Ich selbst habe über Jahre hinweg meinen eigenen Konsum festgehalten. Zurückblickend stellte ich fest, dass man doch häufiger trinkt, als man eigentlich annimmt. Nur ein, zwei Gläser hier und da, und ehe man sich versieht, ist es dann doch schnell eine Flasche.

Was hat sich für Sie in der Pandemie verändert?

Zu uns sind oft Kunden gekommen, die vom Alkohol etwas zurücktreten möchten. Die suchen sich zum Beispiel drei Flaschen Rot- oder Weißwein aus und machen ein Wochenendprojekt daraus, testen die Weine und finden so ihre Favoriten. Gerade in der Pandemie findet sich Zeit, um das Ganze für sich zu entdecken, schließlich mussten alle Bars schließen. Mit unserem Späti konnten wir erst Erfahrungswerte aus drei Monaten sammeln, aber die waren so positiv und so besonders, dass wir unseren stationären Handel jetzt ausbauen.

Sie sind also guter Dinge, dass „Mindful Drinking“ sich zu einem anhaltenden Trend entwickelt.

Wir sind so guter Dinge, dass wir nicht nur einen Standort aufmachen, sondern mehrere. In diesem Monat werden wir den zweiten Laden in Berlin eröffnen, zeitnah folgt ein drittes Geschäft in Hamburg. Mindfulness, hier bezogen auf bewussten Konsum, ist zur Zeit in nahezu jedem Lebensbereich ein großes Thema, ob nun in der Ernährung, beim Wohnen oder auf der Arbeit. Im deutschsprachigen Raum wollen wir nun zeigen, dass alkoholfreie Alternativen nichts mit der untersten Ecke im Supermarkt-Regal zu tun haben müssen. Wenn ich jemand bin, der gerne abends ein Glas Weißwein zum Essen trinkt, aber das Glas vom Vorabend am nächsten Tag spürt und sich ärgert, dann kann die alkoholfreie Weißwein-Alternative eine Lösung sein.

Aber Sie trinken noch Alkohol?

Wir trinken ab und zu noch ein Glas. Im Vergleich zu 2019 wesentlich weniger, ein Glas Crémant oder Rotwein am Abend nehmen wir dennoch nach wie vor sehr gerne an. Aber wir kennen eben unsere Alternativen.

Die Fragen stellte Johanna Christner.



Auch ohne Alkohol glücklich: Katja Kauf (links) und Isabella Steiner haben Nüchtern Berlin gegründet. Das Geschäft läuft so gut, dass sie nun erweitern wollen.

FOTOS: AYLIN GÜLER, HERBERT/STILLER (R), PRIVAT (Z)

Das ist doch der Gipfel!

Die Zugspitze, Deutschlands höchster Berg, bringt es immerhin auf 2962 Meter. Das Matterhorn, der bekannteste Berg der Schweiz, ist sogar 4478 Meter hoch. Die Ausmaße dieser Giganten erschließen sich aber erst, wenn auch das Drumherum zu sehen ist, wie sich die Gipfel jeweils in ihren Massiven behaupten und über allem anderen erheben. Größe kann so auch im Kleinen wirken, wie bei den maßstabgetreuen Tellern Berge, die zwei Darmstädter Designer entworfen haben.

Guido Metz und Michael Kindler verbindet viel: Sie wurden 1965 geboren und sind in Annweiler am Trifels im Landkreis Südliche Weinstraße aufgewachsen. Die



Alpenpanorama: Die Teller Berge von Metz und Kindler, hier das Matterhorn, werden von der Manufaktur Reichenbach aus weißem Biskuitporzellan gefertigt.

beiden Pfälzer haben an der Hochschule für Gestaltung auf der Mathildenhöhe in Darmstadt Industriedesign bei Helmut Staubach studiert und noch während ihres Studiums, das sie mit dem Diplom abgeschlossen, ein Designstudio gegründet. Seither haben sie sich auf Produkte vor allem für Küche und Esszimmer spezialisiert, ihr Portfolio reicht von Messern und Gabeln über Schalen und Etageren bis hin zu Kaffeekannen und Schnellkochtöpfen für Marken wie WMF und Rosenthal.

Vor drei Jahren begann das Designer-Duo, an einem Projekt zu arbeiten, „das uns schon lange fasziniert hat“, wie Michael Kindler sagt: „Wir haben überlegt, wie wir tolle Bergzüge wie die Drei Zinnen oder prägnante Gipfel wie das Matterhorn interessant umgesetzt bekommen.“ So entstand der erste Berge-Teller in Zusammenarbeit mit der Porzellanmanufaktur Reichenbach in Thüringen. Dreidimensional erhebt sich die Zugspitze mitsamt ihrer umliegenden Gebirgskette über dem Teller, das Ganze besteht aus weißem Biskuitporzellan – aus einer Hälfte Kaolin und je einem Viertel Feldspat und Quarz. Die Innenfläche ist glasiert. Wer mag, kann sich den Zugspitzgipfel oder einen besonderen Punkt im Bergmassiv, etwa die Rotmoosalm auf eigentlich 2030 Meter Höhe, mit einem mattgoldenen Punkt markieren lassen. Neben den ersten Berge-Tellern Zugspitze und Matterhorn sind zur Zeit vier weitere in Arbeit: Mont Blanc, Nebelhorn, Drei Zinnen und Großglockner. *Peter-Philipp Schmitt*

Das Beste, was ein Holsteiner werden kann

Der entscheidende Moment beim Schnapstrinken? Kurz vor dem ersten Schluck! Wenn die Aromen aus dem Glas in die Nase steigen und Vorfreude wecken auf fruchtige Kirsche, herbe Orange oder feine Himbeere. „Das Schmecken im Mund ist dann eigentlich nur noch der letzte Akt“, sagt Matthias Sievert. Deswegen ist es auch ein Frevel, einen guten Obstbrand zu stürzen wie der Zecher den Kurzen. Zumal, wenn ins Glas ein Produkt von Sieverts Brennerei Spiritus Rex kommt.

Der Norddeutsche betreibt einen immensen Aufwand, um die Aromen von Apfel, Birne, Schlehe in Alkohol einzufangen. Je nach Sorte kann es zwei Jahre dauern von der Ernte bis zur Abfüllung in die sechseckige Flasche. Dafür betört der Duft der Frucht schon beim Entkorken. Das Obst bezieht Sievert aus der Region um seine schleswig-holsteinische Heimat Malente, alte Sorten wie den Apfel Roter Holsteiner Cox oder eine Pflaume namens Krete. Sievert ist aber kein orthodoxer Regionalist, er verarbeitet auch rumänische Waldhimbere oder sizilianische Mandarinen, solange Eigenschaften und Geschmack stimmen. Denn die Frucht ist alles beim Brennen. „95 Prozent der Qualität eines Brandes kommen aus dem Obst“, sagt er. „Aus einem schlechten Apfel bringe ich keinen guten Brand heraus.“

Alte Sorten, denen das Aroma noch nicht weggezüchtet wurde, sorgfältiges Ernten, um die Früchte nicht zu beschädigen, behutsame Verarbeitung in der Brennerei – und immer auf Sauberkeit achten. Wenn die Maische verunreinigt ist, sind die Hefen irritiert. Ganz langsam lässt Sievert sie arbeiten, bei zehn Grad oder weniger. Vier, sechs, sogar acht Wochen dauert der Gärprozess, bevor die Maische in die Brennblase geschüttet und mit Dampf destilliert wird.

Beigebracht hat sich der gelernte Elektroniker für Medizingeräte und studierte Maschinenbauer das Brennen selbst, aus Büchern und durch *trial and error*, neben seinem Hauptberuf als Händler für Laborgeräte. Es sollte eigentlich ein Hobby bleiben, doch Sievert ist bekennen-



Licht war sein Leben

Er war kein Designer, und er war auch kein Architekt. Und doch ist Ernesto Gismondi in die Design- und Architekturgeschichte eingegangen. Mit gerade einmal 29 Jahren hatte er zusammen mit Sergio Mazza das Leuchtenunternehmen Artemide in Mailand gegründet. Dabei hatte Gismondi, der 1931 in Sanremo zur Welt kam, Luft- und Raumfahrttechnik studiert. 20 Jahre lang lehrte er als Professor für Raketentriebwerke am Polytechnikum in Mailand. Er war fasziniert von neuen Werkstoffen und Technologien: Halogen, LED, Solarpaneele. Oft war er seiner Zeit voraus.

Viele berühmte Designer und Architekten haben für Artemide gestaltet. Richard Sapper zum Beispiel entwarf mit der ersten Halogenlichtquelle Tizio 1972 einen Weltbestseller. Die Leuchte wurde millionenfach verkauft und kopiert. Sapper bekam für sie die höchste Auszeichnung, die im Design zu vergeben ist: den Compasso d'Oro. Gismondi hat aber nicht nur im Forschungslabor mit Designern wie Carlo Colombo, Michele De Lucchi, Ettore Sottsass und Herzog & de Meuron getüftelt, er hat auch selbst Leuchten entwickelt und sie – anfangs noch unter dem Pseudonym Örni Halloween – auf den Markt gebracht. Für seine Discovery (unser Bild) bekam er 2018 den Compasso d'Oro.

Am letzten Tag des vergangenen Jahres ist Ernesto Gismondi, der 2008 vom italienischen Präsidenten besonders geehrt und zum Cavaliere del Lavoro, zum „Ritter der Arbeit“, ernannt worden war, im Alter von 89 Jahren gestorben. Seine Frau, die 63 Jahre alte Mailänder Designerin Carlotta de Bevilacqua, wird sein Lebenswerk fortführen. *(pps.)*

der Perfektionist, der gerne bis zum Äußersten geht. So erkannte Christoph Keller, ebenfalls späterberufener Brenner und Patron der schon legendären Stählemühle, in ihm einen Bruder im Geiste. Als Sievert 2011 spontan auf Kellers Hof in der Nähe von Konstanz auftauchte, „funkte es gleich“. Sievert durfte ihm bei der Arbeit über die Schulter schauen.

Als Keller schließlich 2016 zum Entsetzen der Fachwelt verkündete, mit dem Destillieren aufzuhören, bestimmte der Süddeutsche den Norddeutschen ungefragt zum Nachfolger. Nicht, um mit der Marke Stählemühle weiterzumachen – Restbestände von Kellers Bränden werden heute zu Mondpreisen im Internet gehandelt –, sondern um sein Erbe fortzuführen. „Es ist zum großen Teil Christoph Keller zu verdanken, dass der Obstbrand wieder salonfähig geworden ist“, sagt Sievert. Er habe das Bewusstsein für die Qualität dieses Genussmittels geweckt.

Solch ein großes Erbe zu übernehmen, ist ambivalent: „Ich wollte nicht als jemand gelten, der sich ins gemachte Nest setzt.“ Einige seiner Brände und Geiste basieren auf Kellers Rezepturen, andere sind Eigenkreationen. Die Stählemühle-Flasche, ein Entwurf des Berliner Designers Mark Braun, nutzt er weiter, aber mit neu gestalteten Etiketten. Natürlich musste ein eigener Name her, erst nach fast zwei Jahren mühevoller Suche war Spiritus Rex gefunden. Nun ist Sievert von Montagmorgen bis Freitagmittag Händler von gebrauchten Laborgeräten und von Freitagmittag bis Samstagabend Destillateur mit eigener Brennanlage und zwei Hektar Streuobstwiese – in der Erntezeit auch mal mehr Destillateur als Händler. „Das ist mein großes Glück: Ich kann mir mein Leben frei einteilen.“ Alles für seine Mission, jeder Frucht zu so viel Resonanz und Respekt wie möglich zu verhelfen. *Jasmin Jouhar*

Der Geist von Malente: Matthias Sievert hat die Nachfolge von Christoph Kellers Stählemühle angetreten. Von ihm hat er auch die von Mark Braun entworfene Flasche und die Gläser übernommen.

PRÊT-À-PARLER



Grenzgänger

Francesco Risso, Chefdesigner von Marni, lässt die Mode näher an sich heran als viele andere. Er weiß aber auch, wann es lohnt, sie weit wegzuschicken.

Von Jennifer Wiebking, Fotos Federico Ciamei

Einen 30. Dezember auf dem Mittelmeer vor Sardinien muss man nicht schönreden. Von September an wird die See rauher. Hartgesottene Surfer mögen daran noch eine Weile Spaß haben, aber auch sie packen irgendwann ein. Wer an einem 30. Dezember vor Sardinien auf einem Segelboot unterwegs ist, der wird kaum das Bedürfnis verspüren, in der nächsten Bucht den Anker auszuwerfen und ins Meer zu springen. Wer dann noch unterwegs ist, muss vielmehr das Unbequeme mögen.

Vielleicht ist es nur konsequent, dass ein Mensch, der sich weigert, Gegebenes hinzunehmen, der auch äußerlich hin und wieder Grenzen überschreitet, Jahrzehnte zuvor auf außergewöhnlich unbequeme Weise geboren wurde. Also zum Beispiel nicht in einem warmen, weichen Bett mit medizinischer Versorgung auf Knopfdruck. „Glücklicherweise erinnere ich mich nicht an diesen Tag“, sagt Francesco Risso, der Mann, der an einem 30. Dezember auf dem Mittelmeer geboren wurde. „Für meine Mutter muss das natürlich eine große Herausforderung gewesen sein. Und es muss ganz schön kalt gewesen sein.“

38 Jahre später ist Francesco Risso auf einem Bildschirm zu sehen. Wenn er sich zum Zoom-Gespräch vor die Kamera setzt, taucht als erstes ein dicker cremefarbener Strickpullover auf, darunter Hemdkragen und Rollkragen, darüber ein Glencheck-Blazer. Dann, als er sich auf dem Stuhl niederlässt, ein Büschel schneeweißer Locken. Seine natürliche Haarfarbe: dunkelbraun. „Das Färben im August hat stundenlang gedauert, aber ich dachte, das ist mal was anderes. Irgendwie Albert Einstein.“ Francesco Risso lacht. Es wäre keine Überraschung, wenn er im nächsten Moment seine Zunge rausstrecken würde, wie Einstein damals auf dem Foto zum 72. Geburtstag in Princeton. So einer ist er. Das Genie der Mode. Einer, der einen Umweg nimmt, um am Ziel mit etwas Außergewöhnlichem dazustehen.

Francesco Risso lebt und arbeitet nicht mühselos, wie es in der Mode lange als Königsdisziplin verstanden wurde: das Erreichen eines ästhetischen Ergebnisses mit möglichst wenigen Schritten. Einige Frauen konnten mit dieser Leichtigkeit in den zehner Jahren besonders gut umgehen, allen voran Phoebe Philo bei Céline, aber auch Stella McCartney und Clare Waight Keller bei Chloé und später bei Givenchy. Francesco Risso, Chefdesigner von Marni, lässt die Mode näher an sich heran als viele Kollegen. Er hält sie nicht für selbstverständlich. Er hinterfragt sie ständig.

In ruhigen Zeiten, in denen ein Modedesigner etwa im Dienste berühmter Frauen steht, die Abendkleider für Rote-Teppich-Auftritte brauchen, mag so ein Sonderweg kaum im Sinne der nach immer mehr Wachstum strebenden Modehäuser sein. In ruhigen Zeiten geht es um Kleider, in denen Influencer auf Instagram auffallen, und um eine Garderobe für Nicht-Berühmtheiten, die darin dem Alltag begegnen. Um einen zuverlässigen Strom an neuen Accessoires, mit denen eine Marke Begehrlichkeiten weckt und sich im Gespräch hält.

In Zeiten der Pandemie allerdings, wenn das Leben all dieser Menschen in Outfit-Fragen ohnehin auf Pause steht, gelten auch für Marken andere Regeln. Manche begrenzen ihre Außendarstellung, ihre Schauen und

// Von der Ferne ging es in die Nähe: Vom Segelboot in ein Mehrgenerationenhaus. //

Sonderkollektionen auf ein Minimum, wie etwa Gucci und Bottega Veneta. Andere zeigen ihre Laufsteg-Schauen digital, wie Chanel und Dior. Und wieder andere setzen auf *business as usual* und laden zu Live-Schauen ein, wie Etro und Fendi.

Für einen Chefdesigner wie Risso, der sich auf Umwegen zurechtfindet, kam keine dieser drei Optionen in Frage. „Das vergangene Jahr kommt mir vor wie 20 in einem“, sagt er. Risso sitzt in einer leeren Halle im Süden von Mailand, die Teil des Unternehmensgebäudes der Marke ist und vor Corona häufig als Schauen-Theater

diente. „In den vergangenen Monaten haben wir diese Räume anders genutzt“, sagt Risso. „Hier konnten wir eine Weile auf Abstand arbeiten.“

Die vergangenen zwölf Endlos-Monate begannen für Risso und seine Mitarbeiter allerdings so wie für viele – im Homeoffice. „Mit etlichen Calls und Meetings, in denen es darum ging, was wir jetzt aus dieser Situation machen.“ Zur selben Zeit begann Risso, Briefe zu schreiben, an Künstler, mit denen er zuvor zusammengearbeitet hatte. „Und ich bekam Briefe zurück.“ So kam er auf eine Idee: Warum nicht die Kollektion verschicken? Statt in Mailand vergangenen September anlässlich der Frühjahrsschauen Models zu buchen, versendete er also die Kleider für die neue Saison in die Welt, an 48 Freunde in Los Angeles, Dakar, Tokio und anderswo. Mit den Marni-Kleidern konnten sie tun und lassen, was sie wollten, sie sollten sich nur dabei filmen.

Die Zuschauer sahen die Mode, Rissos fließende Kleider, die er bedruckt hatte, als wären es Leinwände für abstrakte Kunst, seine zweifarbigen Mäntel und hochgeschlitzten Röcke, dort, wo sie hingehören: im Leben.

Was die Zuschauer nicht sahen, ist allerdings auch von Bedeutung: den Überfluss an Entwürfen, mit denen Kollektionen gewöhnlich aufgemotzt werden. „Die Pandemie hat uns alle auf einmal gezwungen, viel genauer auf die Zahlen zu schauen, die Manager, den Vorstand, das Produktteam. Und wir wussten alle, dass wir reduzieren mussten“, sagt Risso. „Nicht nur, um Geld zu sparen, sondern auch, weil es sich richtig angefühlt hat.“

MULTIPLE PERSÖNLICHKEITEN

Die Mode leidet an Überproduktion, es gibt zu viele Marken, und jede für sich übertreibt es häufig mit dem Sortiment. Sicher gibt es auch Kunden, die viel zu viel kaufen, weil das Kleid nach einem Auftritt in den sozialen Medien offenbar schon als verbraucht gilt. Risso jedenfalls sagt: „Vor dem dramatischen Hintergrund des Virus waren wir auf einmal gezwungen, unsere Produktion herunterzuschrauben und auf natürliche Weise besser zu handeln.“ Bei Marni ging man konsequent vor: Das Volumen wurde halbiert. „Radikal und systematisch“, sagt Risso. „Der Qualität hat das nicht geschadet, im Gegenteil. Die Dinge sind jetzt viel klarer. Niemand will Tausende Stücke sehen, sondern ein paar richtige.“

Umbaumaßnahmen sind eben sein Ding. Nicht alles, was er auf den Weg bringt, erscheint von vornherein so logisch. Rissos Entwürfe sind häufig das Gegenteil von

Einstein? Beethoven?
Auch Francesco Risso ist
ein Genie der Gedanken,
aber er übersetzt sie
in Modentwürfe.





Mitten im Leben: Weil eine Modenschau in Mailand wegen der Pandemie nicht möglich war, schickte Francesco Riso seine Kollektion in die Ferne, an 48 Freunde, die sich darin filmten.



gefällig, denn seine Ideen sind größer. Wenn Francesco Riso Mode näher an sich heranlässt als andere Kollegen, dann bedeutet das auch, dass er sich konsequenter mit Themen wie Nachhaltigkeit oder Geschlecht auseinandersetzt.

Natürlich beteuern heute viele Marken, nachhaltig zu arbeiten. „Ich bin da sehr sensibel. Das ist nichts, was man auf einmal implementieren kann“, sagt auch Riso. Nun ist Marni gewiss keine Öko-Marke, aber an der Spitze steht ein Designer, der solche Fragen offener als üblich angeht. „Etwa die Hälfte unserer Lieferkette ist für unterschiedliche Dinge zertifiziert. Unsere Baumwolle ist Bio, unsere Nylon-Elemente bestehen aus recycelter Ware.“ Mit anderen Worten: „Es ist ein langwieriger Prozess, den viele Menschen unterschätzen. Es ist unmöglich, komplett nachhaltig zu sein, aber man kann versuchen, so viel wie möglich zu machen.“

Mit der Aufarbeitung von Kleidung ist Riso persönlich befasst. Die vorhandenen Mittel der Selbstinszenierung nutzt er ja zur Genüge aus, siehe die Albert-Einstein-Frisur. Der Designer nennt es „die multiplen Persönlichkeiten, die mich schon mein Leben lang begleiten“.

Er habe sie auch gebraucht, als jüngstes von vier Kindern, das auf einem Segelboot zur Welt kam. „Es war damals die Idee meines Vaters, ein paar Jahre auf dem Boot zu verbringen. Wenn ich heute im Sommer segeln bin, versuche ich mich immer an diese Zeit zu erinnern. Und wenn es ein Gefühl gibt, das ich dann spüre, ist es eine Mischung aus Nostalgie und Traurigkeit, denn ich hatte nie eine Möglichkeit, dieses aufregende Leben wirklich auszukosten.“ Nach drei, vier Jahren auf See zog die Familie zurück an Land, nach Genua, um dort ein Sozial-Experiment der gegenteiligen Art zu wagen.

Von der Ferne ging es in die Nähe: Riso zog mit seiner Familie in ein Mehrgenerationenhaus mit den Großeltern. „Das war wieder ein Abenteuer.“ Die Eltern widmeten sich fortan ihren Karrieren, der Vater war Anwalt, die Mutter arbeitete im Immobilienbereich bei Benetton. „Aber in unserem Haus war immer Leben. Meine Großeltern waren sehr kreativ, später kamen die Freunde meiner Geschwister, die bei uns wohnten.“

Für den viel jüngeren Francesco sei es nicht leicht gewesen, dazwischen seinen Weg zu finden. „Ich war nicht gerade kommunikativ in dem Sinne, dass ich viel erzählt habe. Im Alter von neun oder zehn Jahren fand ich auf andere Weise zu mir, über die Kleider. Meine Schwestern nannten mich das Kleiderschrank-Virus, weil ich ihnen ständig Teile geklaut habe und sie in Stücke für mich umnähte.“

EIN TRAUMHAFTES ANGEBOT

Ein Berufsziel war später schnell gefunden: Der Junge, der sich selbst über die äußere Hülle ein Stück weit fand, wollte sein Leben dieser flexiblen Gestaltungsmöglichkeit widmen. Er schrieb sich an der Polimoda in Florenz ein, entschied sich aber nach wenigen Monaten, nach New York zu ziehen und am Fashion Institute of Technology (FIT) weiterzumachen. Für den Master-Abschluss zog er schließlich nach London, wo er den Studiengang von Louise Wilson am Central Saint Martins absolvierte. „Das war ein Eintauchen in völlig andere Wirklichkeiten.“



Es half ihm bei seinem weiteren Fortkommen, denn zurück in Italien und nach einer Weile bei Blumarine und Alessandro Dell'Acqua bekam Riso ein Angebot, von dem jeder Modeabsolvent Mitte der nuller Jahre träumte: 2008 durfte er bei Prada anfangen. Sein Freund, der amerikanische Designer Lawrence Steele, der in den Neunzigern für die Marke gearbeitet hatte, schlug ihn vor.

Riso beschreibt den Arbeitsalltag dort als „Surfen im eigenen Gehirn“. „Wir haben manchmal Monate damit verbracht, zu reden und Gedanken auszutauschen, und trotzdem wurde daraus am Ende Mode, die im alltäglichen Leben getragen werden konnte.“

Acht Jahre später, 2016, Riso war damals gerade einmal 33 Jahre alt, bekam er wieder ein Angebot: Ob er nicht Marni übernehmen wolle, von der Gründerin Consuelo Castiglioni. „Das war eine Überraschung.“

Für die Modelleute war es zunächst ein Schock. Zu Marni hatten viele in den 22 Jahren zuvor eine besondere Verbindung gehabt. Marni war anders als die meisten Luxusmarken, nicht zuletzt, weil die Gründerfamilie und vor allem die Chefdesignerin Consuelo Castiglioni lange die leicht verschrobene Coolness der Marke selbst vorlebten. Ende 2012 hatte Renzo Rosso mit seinem Konzern Only The Brave die Mehrheitsanteile erworben, und die ersten wunderten sich schon damals, ob der offensive Manager und die defensive Designerin wohl so gut miteinander können würden. Knapp vier Jahre später trennten sie sich. Die Gründerin und ihre Familie gingen.

An einem Mangel an kreativen Einfällen wird der Rücktritt kaum gelegen haben. Marni verkauft auch weiterhin viele Entwürfe aus der Ära Consuelo Castiglioni, die Fußbett-Sandalen zum Beispiel oder die Trunk-Bag oder den markanten Schmuck aus Kunstharz. Francesco Riso wurde nicht angestellt, um die Marke neu zu erfinden. Er erneuert vielmehr ihre Prinzipien.

Auch bei einer Marke wie Marni, die einst als Ableger des Pelzbetriebs der Castiglioni gegründet wurde, kann jetzt auch über recyclebare Stoffe geredet werden. Pelz kommt, wie bei vielen Luxusmarken, schon seit einer Weile nicht mehr zum Einsatz.

Rissos Vertrag wurde gerade verlängert. Er bleibt. „Seit Januar vergangenen Jahres habe ich Mailand nicht verlassen. Das fühlt sich allmählich leicht beklemmend an“, sagt er. Aber wie viele andere habe er sich dadurch Dingen widmen können, zu denen er lange nicht gekommen war. Malen zum Beispiel. Und ein Instrument spielen – Cello. „Wenn ich 80 bin, muss ich wenigstens das können.“ Und: „Meine Garderobe auseinandernehmen.“ Aus drei Pullovern einen machen. Sein Leben sei einfacher geworden, sagt Riso.

Und mit Renzo Rosso, dem Marni-Eigentümer, kommt er klar? „Wir haben eine wunderbare Beziehung und reden sehr offen.“ Rosso, das betont Riso mehrmals, sei mutig. Zu den Einfällen des Designers könnte das gut passen, zum Beispiel, wenn er seine Mode in der Pandemie nicht in Mailand zeigt, sondern an eine Adresse in Dakar schickt.

Und zu noch einem Menschen habe er auf Umwegen eine gewisse Nähe gefunden: zu Consuelo Castiglioni. „Eine Zeitlang haben wir regelmäßig kommuniziert. Ich habe ihr Briefe geschrieben, und sie hat geantwortet.“

FOTOS: HERSTELLER

MR MARVIS
AMSTERDAM



ENTDECKE DIE EASIES

SCHAU FEIN AUS, FÜHL DICH ENTSPANNT

Diese Saison kannst du das nächste Level an Bequemlichkeit mit Die Easies erreichen - unserer idealen Vorstellung von Jogginghosen Neben Ihrer

Bequemlichkeit, sehen Die Easies auch unfassbar gut aus. Das macht Sie perfekt für Sonntage auf dem Sofa genauso wie für's (Home-) Office.



GEFERTIGT IN PORTUGAL



7 FARBEN



ELASTISCHER HOSENBUND



REISSVERSCHLUSSTASCHE



KOSTENLOSER VERSAND

BESTELLE JETZT DEINE MR MARVIS HOSEN AUF MRMARVIS.DE

Hallo, wir sind Nachbarn

Zusammen, auch auf Distanz: Wir haben Familien, Freunde, Nachbarn in Berlin gefunden, die auch in diesen Zeiten selbstverständlich Gemeinschaft leben.

Von Eva Baales (Fotos)
Celina Plag (Texte)
Leonie Volk (Styling)



W

Wer sind Sie?

Mein Name ist Gërsande, Freunde nennen mich Gigi.

Ihre Beschäftigung?

Ich bin Schauspielerin.

Wie wohnen Sie?

Meine Dreizimmerwohnung habe ich vor einigen Jahren von einer Freundin übernommen. Der Vermieterin war wichtig, dass der Haushalt queer bleibt und von Freunden an Freunde weitervermietet wird. Generell lebe ich seit 13 Jahren im selben Kiez. Am Kreuzberger Ufer bin ich hängen geblieben. Ich habe hier über die Jahre Kinder groß werden sehen und bin selbst quasi Teil der Familien geworden. Viele meiner Freunde wohnen im Umkreis von weniger als einem Kilometer.

Was bedeutet Ihnen Nachbarschaft?

Ich lebe offen als Transfrau und trage so zur Diversität meiner Umgebung bei. Das ginge nicht überall in der Stadt: Meine Nachbarschaft ist mein Sicherheitsraum. Außerdem schätze ich die vielen Cafés, Restaurants und Läden um mich herum. Gewöhnlich starte ich meine tägliche Routine mit einem Matcha Tee von „Katie's Blue Cat“, schaue auf dem Weg zum Supermarkt bei meinen Freunden Greg und Dawid vom Secondhand-Store Wsiura vorbei und mache gelegentlich eine Massage bei Ryoko, einem japanischen Spa.

Wie hat sich Ihre Nachbarschaft über die Jahre verändert?

Der Kiez ist bunter, voller und jünger geworden, progressiver und toleranter.

Links: mehrfarbiger Teddy-Mantel aus Shearling im Monogramm-Look von Gucci, unikaies Maxikleid mit paillettenbesetztem Top und floralem Seidenrock aus Vintage-Kimonostoffen von Rianna + Nina

Unten: lavendelfarbener Teddy-Schal aus Shearling von Bottega Veneta, softer Ledermantel mit abnehmbaren Ärmeln und Gürtel in Beige sowie Armeif aus Kalbsleder mit Nieten-Design von Hermès, fliederfarbene Strumpfhose von Falke



L

LUCY: Meine Mama hatte nebenan ein Paket abgeholt und dabei gesehen, dass es im Nachbarhaus eine Schaukel gibt. Seitdem komme ich fast jeden Nachmittag.

LORNA: Lucy war irgendwann da. Ich bot ihr an, jederzeit bei mir zu klingeln, sollte sie mal nicht reinkommen können.

LUCY: Meistens höre ich auf der Schaukel Musik und denke über das Leben nach, Schule, Freunde, Familie, eben über alles, was im Alltag so passiert.
LORNA: Sie sieht unglaublich friedlich aus, wie sie so hin und her schwingt. Als sei sie ganz bei sich. Wer kann das schon von sich behaupten.

LUCY: Es gibt nicht viele Orte in der Stadt, an denen ich ganz in Ruhe mal für mich sein kann. Auf der Schaukel geht das.

LORNA: Als Schauspielerin bin ich oft unterwegs. Aktuell arbeite ich an einer neuen Produktion unter der Regie von Stephan Lacant, die ich abgesehen von einigen Proben und Trainings gut von zu Hause aus vorbereiten kann. Während der Pandemie ist meine Wohnung mein Rückzugsort geworden.

LUCY: Ich möchte auch Schauspielerin werden. In der Grundschule habe ich schon mal in einem Theaterstück mitgespielt, das hatte sich die Klasse selbst ausgedacht.

LORNA: Das erste Mal wirklich gesprochen haben Lucy und ich nach einigen Monaten – und dabei viele Gemeinsamkeiten festgestellt. Sie ist toll! Ich freue mich über jede neue Begegnung, die unerwartet inspiriert.

Lucy: Kurzes Latz-Top in Denim mit pinkfarbener Blumenbroche sowie Slingback-Sandaletten mit Perlenriemen von Chanel, mehrfarbiger Patchwork-Rock aus Jeans von Lutz Huelle

Lorna: geknotetes Neckholder-Top in knalligem Rot, steifer Leder-Mini-Rock in Krokoo-Optik, opake Strumpfhose in Dunkelbraun sowie Sandaletten mit Krallen-Absatz von Givenchy



W

Wer sind Sie?

Mein Name ist Josepha. Ich wurde in Hamburg geboren, bin 29 und lebe seit 2016 in Berlin.

Ihre Beschäftigung?

Ich bin Psychologin.

Wie wohnen Sie?

Ich lebe in Prenzlauer Berg. Allein in einer Erdgeschosswohnung, genau wie Efraim. Der Berliner Wohnungsmarkt ließ mir keine andere Wahl. Lieber würde ich in Charlottenburg wohnen.

Kennen Sie Ihre Nachbarn?

Da ich die erste Anlaufstelle für Paketboten im Haus bin, kenne ich meine Nachbarn erstaunlich gut. Mittlerweile kann ich schon fast ein Muster feststellen, wer wann wo was bestellt. Das ist für eine Psychologin nicht uninteressant.

Was bedeutet Ihnen Nachbarschaft?

Das kommt auf den Nachbarn an. Efraim war mein Tischnachbar im Restaurant „Manzini“. Zufällig sind wir ins Gespräch gekommen. Entstanden ist daraus eine tiefe Freundschaft und Verbundenheit. Mit den meisten Menschen, mit denen ich Tür an Tür lebe, ist das nicht passiert.

Wer sind Sie?

Mein Name ist Efraim, ich bin 87 Jahre alt. Ich wurde in Berlin geboren und wanderte mit meinen Eltern 1939 in das damalige Palästina aus. Bis Ende 1957 lebte ich in Israel. Dann kehrte ich nach Berlin zurück.

Ihre Beschäftigung?

Der Kauf einer Coronet-Kamera Mitte der sechziger Jahre bestimmte von da an mein Leben. Ich wurde Fotograf. Früher besuchte ich häufig die Jüdischen Friedhöfe an der Schönhauser Allee und in Weißensee, fotografierte Ausschnitte und Fragmente, außerdem Gräber und Inschriften. An der Neuen Synagoge zeigte ich die Narben der NS-Zeit auf und erinnerte an die düsteren Tage der deutschen Geschichte. Ich widmete mich fotografisch dem Thema des Verfalls, der Vergänglichkeit und der Schönheit, die damit einhergehen kann. Schönheit ist ein Thema, das mich nicht loslässt. Auch bei Frauen. Darum freute es mich, dass sich Josepha im „Manzini“ an meinen Nachbartisch setzte. Irgendwann setzte sie sich dann auch an meinen Tisch. Seither tut sie das so gut wie jede Woche.

Wie wohnen Sie?

Ich lebe alleine in meiner Wohnung im Erdgeschoss. Charlottenburg zog mich schon immer an. Ich war sehr glücklich, als es dort klappte. Ich hatte Glück.

Was bedeutet Ihnen Nachbarschaft?

Nachbarschaft ist wichtig. Wer in einem Haus wohnt, muss sich in Not helfen. Wir befinden uns aktuell in Not. Ich weiß nicht, ob das der jüngeren Generationen noch so bewusst ist.

Josepha: Pastellfarbene Tweed-Jacke und klassische Tweed-Bluse in Kombination mit Dip-Dye-Jeans von Chanel, mehrsträngige Perlenkette von Lutz Huelle, Wildleder-Mules mit Fransen-Brosche von Christian Louboutin

K

Kameruner Straße, Nachtigalplatz, Lüderitzstraße: Im Afrikanischen Viertel im Berliner Bezirk Wedding wird bis heute finstere deutsche Kolonialgeschichte in den Stadtraum fortgeschrieben. Die Aktivistinnen Jeff, Miriam und Josephine von Each One Teach One (Eoto) arbeiten hier täglich und hauptberuflich an einem Gegennarrativ. „Wir sind hier, um die Geschichte aus der Perspektive schwarzer Individuen zu schreiben“, sagt Jeff. Der Verein mit Sitz an der Togostraße setzt sich für die Interessen schwarzer, afrikanischer und afrodiasporischer Menschen in Deutschland und Europa ein. Eoto begann 2012 als Jugend- und Nachbarschaftsinitiative im Afrikanischen Viertel, in dem bis heute eine der größten schwarzen Gemeinschaften Deutschlands lebt, und hat sich mittlerweile als Bildungs- und Empowerment-Projekt etabliert. Seit 2017 wird der Verein auch vom Bundesprogramm „Demokratie Leben!“ gefördert. „Die Notwendigkeit, Wissen innerhalb schwarzer Gemeinschaften weiterzugeben, existiert schon seit der Versklavung und der Kolonialzeit, als der Zugang zu formaler Bildung strukturell be- und verhindert wurde“, sagt Jeff. Neben Workshops, Vorträgen und Schülernachhilfe bietet Eoto Antidiskriminierungsberatung und Monitoring von Rassismus und forscht selbst, aktuell zum Thema „Schwarze und Polizei“. Zudem macht Eoto die Community sichtbar im Kiez. Durch ein Panoramafenster hat man von der Straße aus einen guten Blick auf die Räume mit den Sofas und den Bücherwänden der Bibliothek mit etwa 6000 Werken von Autoren afrikanischer Herkunft. Das literarische Archiv ist auch Begegnungsstätte und „Safe Space“. Besucher kommen zufällig herein, zum Lesen, Recherchieren oder Abhängen.

Josephine: geflochtener Leder-Pelz-Mantel sowie gesteppter Einteiler in Schneeweiß von Fendi, Sandaletten mit perlenbesetzten Riemchen von Jimmy Choo; Miriam: paillettenbesetztes Etuikleid mit Blumen-Zebra-Mustermix von Halpern (über Matchesfashion), türkisfarbene Mule-Sandaletten mit Lederriemen und Blockabsatz von Wandler; Jeff: Hemdjacke mit kontrastierendem Häkelkragen, inspiriert von jungen Jamaikanern aus dem London der siebziger Jahre, mit passender Twillhose von Adidas x Wales Bonner, Cordhemd in Babyblau von Ami Paris, Oxford-Schnürschuhe von Ermenegildo Zegna





Sinem kullert über die Matratze und lacht dabei so, als würde ihr die Seele aus dem Leib purzeln. Seit dem vergangenen Sommer wohnt die Berlinerin mit ihrem Hund Boncuk in dieser Wohngemeinschaft, in ihrem Zimmer Kunterbunt. Lavalampe, Plüschherzen, Stehrümpelchen im Reich der Farbenmilliarden; auch eine verblichene Kinderfotografie von ihrem Papa Atilla hängt an der Wand. Er lebt gleich um die Ecke, so wie ihre Großeltern, die Sinem oft besucht. Das Wohnzimmer von Oma Aynur und Opa Ekrem ist für die Familie der Mittelpunkt. Fast jedes Wochenende kommt sie dort normalerweise zusammen. Wer will, bringt Freunde mit. Heute sind neben Sinems Brüdern Semih und Selim sowie dessen Frau Sarah spontan die Cousins Anil und Arda zu Gast. Kein Problem für Oma Aynur – die Menge an Köstlichkeiten, die sie vorbereitet hat, würde für fünf Familien reichen. Es riecht nach Linsensuppe und Lebensfreude. Stimmen tanzen durch den Raum. Sinem schwof mit Aynur zu türkischer Volksmusik. Atilla entschlüsselt die Zukunft im Kaffeesatz und spricht über den Kiez. Ekrem erzählt von der Zeit in Ankara, als er dort als Techniker gearbeitet hat. 1973 kam er als Gastarbeiter nach Berlin, die Familie hinterher, anfangs wegen der Sicherheit. Die Türkei hatte zwei Militärputsche erlebt, die Situation blieb undurchsichtig. Ursprünglich wollten sie ein paar Jahre später zurück. Dann kam 1980 Putsch Nummer drei. Da blieben sie. Ohnehin hatte die Familie längst Wurzeln geschlagen. Die Nachbarschaft ist seit drei Generationen ihr Zuhause.

Linke Seite: plissierte Schlaghose mit Streifen, gepunktetes Bikini-Top, kurzer Strick-Bolero und Mule-Pantoletten mit Ketten-Finish von Versace

Oben: Trainingsjacke im Retrodesign von Miu Miu

Mitte: Arda: Retro-Fußballshirt mit kontrastierenden Streifen in Häkel-Optik von Adidas x Wales Bonner, bemalte Sneaker von Marni; Semih: legeres Freizeithemd mit abstraktem weiß-grünem Muster sowie Leder-Espadrilles mit Monogramm-Prägung von Hermès; Aynur: futuristische Slingback-Sandaletten in Weiß mit silbernen Akzenten von Miu Miu; Anil: Pullover aus Shetland-Tweed im Patchworkstil mit Schlitzdetail an den Ärmeln von Bottega Veneta; Ekrem: einreihiges Vintage-Jackett mit abstraktem Muster von Vivienne Westwood (über Theaterkunst); Atilla: Vintage-Leder-Jackett in Beige von Kenzo (über Theaterkunst), Anzughose aus melierter Schurwolle von Wales Bonner (über Mytheresa); Selim: Blouson aus Tech-Jersey im Colour-Blocking-Look von Gucci (über Mytheresa), Mokassins aus Kalbsleder von Ermenegildo Zegna; Sarah: ärmelloses Abendkleid mit eingesetztem Korsett und applizierten Schmucksteinen sowie passende Pantoletten in Mintgrün von Giorgio Armani; Sinem: Trainingsjacke im Retro-Design, mit Schmucksteinen und Schleifen verzierter Glockenrock aus Seide von Miu Miu

Unten: futuristische Slingback-Sandaletten in Weiß mit silbernen Akzenten von Miu Miu

J

mehrere Skaterbahnen, gleich um die Ecke von unserem ehemaligen Spielplatz.

JAN: Wir spielen außerdem zusammen Theater und lieben Filme. Nach dem Abitur möchte ich auch etwas Kreatives machen. Vielleicht Fotografie studieren oder Schauspiel.

LAPO: Mein Lieblingsfilm ist „La Haine“, „Hass“, von Mathieu Kassovitz, ein französischer Schwarz-Weiß-Film aus dem Jahr 1995 über Jugendliche in den Pariser Banlieues.

Unsere Neuköllner Nachbarschaft gilt auch als Problembezirk. Ich könnte mir aber nicht vorstellen, anderswo in Berlin zu leben. Hier ist es multikulturell, und hier ist immer was los.

JAN: Sehe ich genauso, wie immer eigentlich. Sowieso sagen viele, dass Lapo und ich das gleiche Mindset haben, einen ähnlichen Humor. Wir kennen uns ultragut.

LAPO: Jan hört mir zu, er nimmt immer alles auf. Er ist ein offener Mensch, das schätze ich.

Rechts: Jan: Schachbrett-Pullover und mehrfarbige Weste mit Camouflage-Muster von Celine Homme by Hedi Slimane, Utility-Shorts von Carhartt Wip, melierte Wollsocken von Falke, Lackleder-Boots von Dior Men, Perlen-Choker mit eingefasstem „Good“-Schriftzug-Anhänger von Nina Kastens; Lapo: Kurzarm-Hemd aus Seidentwill und Shorts aus Wolltwill von Dior Men, T-Shirt mit Logo-Print und aufgesetzten Nieten von Celine Homme, grau-braun melierte Socken von Falke, schwarzer Bootsschuh aus gebürstetem Leder von Camper Lab

Unten: Jan: neongrünes Oversize-T-Shirt mit Logo-Print, Cargo-Pants im Baggy-Style, Spielzeug-Schlüsselanhänger sowie Zehen-Sneaker aus Strick von Balenciaga; Lapo: Oversize-Kapuzenjacke mit passender Baggy-Pants im Graffiti-Look von Marni, weiße Sneaker mit Flyknit-Obermaterial und kontrastfarbigem Einsatz an der Zunge von Salomon

JAN: Wir sind parallel nebeneinander aufgewachsen, bis sich unsere Wege immer öfter kreuzten. In meiner frühesten Erinnerung an Lapo toben wir zusammen auf dem Spielplatz. Es war bestimmt nicht unsere erste Begegnung. **LAPO:** Sieben oder acht müssen wir gewesen sein, unser Spielplatz war toll, es gab eine Schlangerutsche, ein Schiff, einen Kletterturm. Den haben wir geliebt. Damals hatten wir aber noch nicht viel miteinander zu tun. **JAN:** Bis wir gleichzeitig anfangen, Basketball zu spielen und uns darüber besser kennenlernten. Seitdem sehen wir uns jeden Tag. **LAPO:** Im Sommer sind wir oft mit den Skateboards unterwegs, in unserem Kiez haben wir



U

Um ihre Haare zu machen, braucht sie nicht einmal zwei Minuten. Ruckzuck hochgezwirbelt, Spange rein, in die Kreation eines japanischen Designers geschlüpft, den russischen Windhund Alon zu Füßen und auf den Lippen ein singendes Pfälzisch – das ist Hostas *signature look*. Rund um den Kurfürstendamm kennt man den exzentrischen Glanz seit 50 Jahren. Denn so lange schon betreibt die vermutlich jüngste Achtzigjährige der Hauptstadt die Boutique Bleibgrün an der Bleibtreustraße. Sie selbst ist ihre beste Reklame, eine immergrüne Erinnerung an die Möglichkeiten der Mode. Alltäglich ist an ihr nur der Nachname „Müller“, ein Souvenir ihres letzten Ehemanns. „Der Name erdet“, sagt sie. In der Nachbarschaft, in der Hosta zwischenzeitlich vier Geschäfte zugleich betrieb, begegnet man ihr seit jeher positiv. „Ich wirke zwar exaltiert, aber ich packe auch an. Ich putze, ich kehre.“ Der Kiez habe sich über die Jahrzehnte stark gewandelt. „Hier gab es früher einen Gemüsehändler, einen Schuhmacher, eine Kinderboutique. Viele inhabergeführte Geschäfte wie meine. Die meisten wurden längst durch die großen Ketten verdrängt.“ Auch der Geschmack der Leute habe sich gewandelt, „weniger auffällig“, sagt Hosta mit Bedauern. Für sie war Mode schon immer ein persönliches Theater. Sie seufzt beim Gedanken an den Post-Corona-Einzelhandel. Das Bleibgrün wird vorerst ihre Kurzweil bleiben.

Kreisrundes Kleid
mit paillettenbesetzter
Hose von Junya Watanabe





Ich bin: Beobachterin, Stadt- und Raumleserin, Slawistikstudentin. Sporadisch: freie Autorin. Im Juli bin ich nach einem Jahr Studium in Moskau in meine Berliner Wohnung zurückgekehrt – aber nicht in mein altes Leben. Die „neue Normalität“: Ein- oder zweisame Spaziergänge und der Fensterblick wurden zu Alltagsmotiven, die Halt geben. Öfter als früher nehme ich beim Flanieren meine Kamera mit: eine Voigtländer II-b, die ich vor einigen Jahren von meinem Großvater übernommen habe. Der Fotoapparat hilft mir, mich selbst zu verorten und mit meiner Umgebung in einen Dialog zu treten. Sonst begleitet er mich auf Reisen, jetzt durch meinen Kiez. In diesen bin ich mittlerweile hineingewachsen,

habe Lieblingsorte und -cafés, kenne viele Gesichter. Nachbarschaft bedeutet für mich: das Grüßen der Hausbewohner; der Kontakt zum alles sehenden Hausmeister, dem Herz des Hauses. Es bedeutet, meine Nachbarn genauso zu unterstützen wie die Bio-Backstube im Nachbarhof und die Kaffeerösterei um die Ecke. Außerdem: Anteil am Leben der Anderen zu nehmen, die Augen offen zu halten und zu sehen. Den Sohn der Fahrradwerkstatt, die es nicht mehr gibt, den Betreiber der chemischen Reinigung, die Rentnerin mit Gehstock, die langsamen Schritts die Straße hoch- und runterläuft und grüßt. Nachbarschaft ist das Gefühl, sich als Teil einer Gemeinschaft wahrzunehmen. (Elisabeth)

Oben: Rollkragen-Bodysuit von Wolford, Samtherzenweste von Lou de Bétoly

Unten: ärmelloses Kleid aus regeneriertem Nylongarn mit Blumendesign und passender Stola von Prada

U

Und dann sagte ich: Warte! Wenn du noch Platz hast für mich und meine 500 Platten, dann komme ich mit. Weg aus Fulda, hallo Punk, ein paar Stunden später standen wir am Schlesischen Tor in Berlin. Das war im Winter 1983/84, seitdem ist das Kreuzberg rund um die Oranienstraße fast immer mein Zuhause gewesen. Die O-Straße war damals der fiebrig glühende Vulkan des Nachtlebens, der Club „SO36“ wurde allnächtlich zur Modenschau einer kollabierenden Gesellschaft. All diese schönen Kreaturen, die dort ihre Freiheiten fanden, Geflüchtete aus der Enge der westdeutschen Provinz. Unsere Helden hießen David Bowie und Nick Cave. Bis heute unvergessen: das Konzert der Dead Kennedys im „SO36“, mit anschließenden *riots* auf dem Heinrichplatz. Mittendrin: ich. Eine Weile habe ich im Rauch-Haus gelebt, einer Ikone der Hausbesetzerzene am Mariannenplatz. Mit einem Kumpel eröffnete ich die Punk-Bar „Pink Panther“, später legte ich in kleinen New-Wave-Clubs auf. Irgendwann musste ich Luft schnappen, raus aus Berlin. Als ich wiederkam, hatte sich die Straße verändert. Ob vor oder nach der Nacht, der neue Treffpunkt hieß „Bateau Ivre“, bis heute treffe ich hier fast täglich Freunde und Urgesteine des Kiezes. Viele der alten sind geblieben und neue Nachbarn dazu gekommen. Die „Bar Luzia“ oder der Voo Store, das ist Kreuzbergs zweite Generation. In die „O-Bar“, wo die ersten Drag Queens im Fenster getanzt haben, ist ein Köfte-Imbiss gezogen. Der ehemalige Club „Trash“ beheimatet ein Luxushotel. Ich finde das nicht schlimm, man hätte das Haus zehn Jahre lang einfach besetzen können, anstatt sich hinterher zu beschweren. Auch Nick Cave schläft nicht mehr auf der Couch. Was mich bis heute an der Oranienstraße hält, sind bei allem Wandel die Selbstverständlichkeit des Multikulturellen und der Zusammenhalt im Kiez. Anderswo werden Verwandte um Unterstützung gebeten. Bei uns klingelt man bei den Nachbarn. (Steve)

Semi-transparentes Top mit kurzärmeligem Hemd, bedruckt mit Rocker-Motiven, sowie Lederhose im Used-Look mit Reißverschluss-Details an den Beinen von Givenchy



S

Sven ist Schweizer, Rei Japanerin, kennengelernt haben sich der Grafiker und die Vertriebsexpertin in New York. In Berlin wollten sich die frisch Verliebten eine gemeinsame Zukunft aufbauen. Das war 2006, als die Mieten noch bezahlbar und freie Flächen für junge Kreative leicht zu finden waren. „Gerade die Anfangszeit war toll, das Nachtleben, all die Partys“, sagt Sven. „Eigentlich bin ich sehr schnell schwanger geworden“, sagt Rei. „Zum Glück ist Berlin eine kinderfreundliche Stadt.“ In den ersten Monaten hatten die beiden sich selbst, und sie hatte ihren Sohn Riu im Bauch, aber sonst blieben nicht viele Anknüpfungspunkte zur Stadt – wie das so ist, wenn man neu ankommt. Wer sucht, der findet. Mit Nina, einer Berliner Freundin, begann Sven, per Mail Tipps auszutauschen, sobald sie etwas Spannendes in der Stadt entdeckten, das sie nicht in typischen Touristenführern fanden: die schönsten Cafés oder Restaurants in ihrer Nachbarschaft, die coolsten Events, nette kleine Läden, das echte Berlin. Irgendwann fragten Freunde, ob sie in die Mails einkopiert werden könnten. Und weil sie immer mehr Freunde in CC setzten, wurde daraus der Newsletter „Cee Cee“. Auch Rei war anfangs für die englische Version mit an Bord, inzwischen mit Sohn Seo im Anmarsch, als „Cee Cee“ und Riu noch in den Kinderschuhen steckten. Den Newsletter gibt es noch, genauso wie zwei Bücher, eine Stadtkarte und mittlerweile auch eine angeschlossene Kreativagentur. Was machen Rei und Sven, wenn sie am Wochenende mit den Kindern was unternehmen oder essen gehen wollen? Sven sagt: „Dann schauen wir auch erst mal nach Tipps auf „Cee Cee.“



Rei: skulpturales Schlauchkleid aus Rippstrick mit kontrastierendem Kragen, Bündchen und Saum von Loewe, Pantoletten aus Raffiabast mit nieten- sowie perlenbesetztem Riemen von Jimmy Choo

Sven: gelbes Hemd von Louis Vuitton, kariertes Rollkragenpullover von Dior Men, Anzughose aus Wolle von Ermenegildo Zegna

Seo: Trucker-Jacke mit passender Jeans von Levi's

Riu: aufgearbeitete Vintage Levi's-Jacke, bestickt mit unseren Helden aus der Kindheit von Lou de Bétoly, Dackel-Stofftier aus Canvas mit Visetos-Monogramm von MCM

Kreativdirektion und Produktion: Celina Plag und Leonie Volk
Casting: Valentina von Kléncke
Haare (Josepha, Steve, Elisabeth) und **Make-up:** Isabel Maria Simoneth
Haare: Noriko Takayama
Styling-Assistenz: Camille Paillet und Wilhelmina Houston
Fahrer: François Verdeau

Herzlichen Dank an Izaio Management, das „Bateau Ivre“ sowie das „SO36“ in Berlin-Kreuzberg

SAMMLER WERDEN. DER BESTE VORSATZ FÜR 2021

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 25 GALERIEN WELTWEIT



Massimo Colonna
 Pink Palace
 Aufl. 150, handsigniert
 90x61 cm
 Art.-Nr. MCN06
 799 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Ernst-Reuter-Platz 2, 10587 Berlin.
 Änderungen und Irrtümer vorbehalten. Interior © nehmars-hofgarten-berlin.de

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
 DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
 MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

LUMAS⁷

THE LIBERATION OF ART



DAS HAT SICH GEÄNDERT, SEIT MEINE GESCHWISTER UND ICH PARTNER HABEN.

WIR HABEN ÜBERHAUPT NICHTS GEGEN IHN.

ABER DAS GEHT EINFACH NICHT.

„IHR SOLLT ES MAL BESSER HABEN“

Das sagen eingewanderte Eltern oft zu ihren Kindern. Sind die Kinder dann erwachsen, gibt es teils Probleme. Denn mit „besser“ meinten die Eltern nicht: anders, liberaler, deutscher.

Von Leonie Feuerbach

Illustration Attila Futaki



„Du warst unsere letzte Hoffnung!“ Diesen Ausruf muss sich Aynur manchmal von ihren Eltern anhören. Wenn sie zu Besuch bei ihnen in Süddeutschland ist und die Familie gemeinsam am Esstisch sitzt, der Vater wie immer am Kopfende, oder wenn ihre Mutter sie abends anruft, mit sorgvoller Stimme, und Aynur nach ihrem Lebenswandel ausfragt. Denn sie ist schon das dritte Kind, das den Erwartungen der Eltern nicht gerecht wird.

Aynurs Eltern sind beide Kinder türkischer Gastarbeiter, selbst aber erst als Jugendliche nach Deutschland gekommen. In der Türkei haben sie die Volksschule besucht, in Deutschland dann Kissenbezüge genäht und Fensterheber in Autos eingesetzt. Aynur hat Abitur gemacht, Note 1,7. Sie hat einen Master in Wirtschaftsinformatik und eine gut bezahlte unbefristete Arbeitsstelle in einer Unternehmensberatung. Insofern entspricht sie dem Credo der Eltern: „Du sollst es mal besser haben als wir!“

Doch damit meinten die Eltern vor allem eine höhere Bildung und ein größeres Einkommen und nicht den Lebensstil, der mit all dem einhergeht. Aynur ist 31, nicht verheiratet, lebt alleine, hat keine Kinder, aber seit dem Masterstudium in Großbritannien vor fünf Jahren eine Fernbeziehung zu einem Niederländer. Er hat – nach den Partnern ihrer Geschwister – die letzte Hoffnung ihrer Eltern auf einen türkischen Schwiegersohn zerstört. Und damit darauf, dass Aynur mit ihrer neuen Familie das Zuckerfest und den Geburtstag des Propheten feiern wird. Dass sie an diesen Tagen die Alten besuchen und die Jungen beschenken wird. Und dass bei solchen Feiern Türkisch gesprochen und der Geist der Heimat wachgehalten wird.

Um das Zuckerfest und andere Traditionen trauert auch die Mutter von Amila. Sie kam ebenfalls als junge Frau nach Deutschland, hat viele Jahre als ungelernete Aushilfe im Textilhandel gearbeitet – und hadert mit ihrem Schwiegersohn. „Deine Großeltern werden das nicht dulden, das wird nicht funktionieren, keiner wird es akzeptieren“. So reagierte sie auf die Nachricht, dass Amilas Freund Deutscher ist. Dabei wurde Amila vor 30 Jahren selbst in Deutschland geboren. Mit „keiner“ meint die Mutter in erster Linie die bosnische Verwandtschaft, die Geschwister von Amilas Großvater und deren Kinder und Familien. Wegen des Kriegs im ehemaligen Jugoslawien sind sie in der ganzen Welt verstreut. Im Sommer aber trifft sich die ganze Familie immer am Meer in Montenegro. Und da will Amilas Mutter nicht diejenige sein, die ihre Tochter nicht im Griff hat, die Traditionen verrät, zur Entfremdung von der Heimat beiträgt – und über die deshalb schlecht geredet wird.

„Wir sind nicht zerstritten“, beschreibt Amila das Verhältnis zu ihrer Mutter, „aber es ist oft ein Elefant im Raum.“ Wenn sie sich verabschiedet, um zu ihrem Freund zu fahren, sage ihre Mutter nie „viel Spaß“ oder „richte Grüße aus“, sondern: „Wann kommst du wieder?“

Aynur und Amila beschreiben ihre Eltern als interessiert, zugänglich, nicht sonderlich religiös. „Ich bin mit einem offenen Mindset erzogen worden“, sagt Aynur über ihr Elternhaus. Ihre Eltern gehen nicht in die Moschee und fasten nicht. Amila war manchmal als Kind in der Koranschule oder mit dem Vater in der Moschee, als der noch lebte. Aber dann war bald keine Zeit mehr, weil er sie stattdessen zum Tennis und zum Volleyball fuhr. Auf der Hochzeit ihrer Eltern wurde ziemlich viel Alkohol getrunken; sie kennt das Video davon.

WERTE GEBEN IHNEN HALT

Schwimmunterricht, Klassenfahrten, Auslandsaufenthalte: Das alles war bei Aynur und Amila kein Thema. Beide schildern typische Erlebnisse als Bildungsaufsteigerinnen in einer Arbeiterfamilie: Mit den Schulaufgaben konnten Aynurs Eltern ihr nie helfen, und von ihrem Beruf haben sie nur eine sehr grobe Vorstellung. Auch Amilas Mutter konnte sich zunächst nicht viel unter der selbstän-

digen Marketing-Tätigkeit ihrer Tochter vorstellen – einen sicheren Bürojob hätte sie besser gefunden. Beide frustriert es, dass die Eltern in Diskussionen mit Sprüchen wie „das war schon immer so“ oder „das gehört sich einfach nicht“ argumentieren. Und Formulierungen wie „die da oben“ verwenden, wenn es um Politik geht. Doch so richtig gingen die Probleme bei beiden erst los, als sie längst erwachsen waren – und sich verliebten.

Woran liegt das? Darüber haben Amila und Aynur viel nachgedacht. Und sie sind zu ähnlichen Schlüssen gekommen. Amila vermutet, dass es nur vordergründig um Religion geht. Zwar argumentiere ihre Mutter damit, dass der Islam es verbiete, Angehörige einer anderen Religion zu heiraten. Aber es gehe ihr eher um eine säkularisierte Form der Religion als Teil der Kultur als um den Glauben. Diese Kultur sei durch die Zerfallskriege im früheren Jugoslawien vielen heute wichtiger als vor einigen Jahrzehnten. Vor dem Krieg lebten orthodoxe Serben, katholische Kroaten, muslimische Bosniaken und andere friedlich zusammen. Nach seinem Ende aber betonten diese Gruppen, die sich zuvor in erster Linie als Jugoslawen gefühlt hatten, ihre religiösen und ethnischen Unterschiede. „Weil Beziehungen und Freundschaften zwischen diesen Gruppen im Krieg auseinandergebrochen sind, will man jetzt unter sich bleiben.“ Bei ihrer Mutter komme hinzu, dass Traditionen und Werte ihr in der Diaspora Halt geben. Mit zunehmendem Alter werde sie konservativer und verbringe immer mehr Zeit bei Amilas Großeltern in Bosnien.

Auch Aynur ist sich sicher, dass es ihren Eltern in erster Linie um Identität geht. „Es ist nicht so sehr ‚er ist ein Nicht-Muslim‘, sondern eher ‚da geht doch ein Teil von dir verloren.“ Und damit, auch wenn die Eltern das nicht so formulieren, ein Teil von ihnen selbst. In der Partnerwahl, vermutet Aynur, werde klar, welche Werte und Traditionen man von den Eltern übernommen habe und an die eigenen Kinder weitergeben wolle. Aynur, die nicht an Allah glaubt, würde auch als Single oder mit türkischem Partner keine muslimischen Feste feiern wollen. Doch ihren Eltern sei das offenbar gar nicht bewusst gewesen – bis sie sich für einen nicht-muslimischen Mann entschied. Auch die Sprache spiele für ihre Eltern eine Rolle. Wenn es wichtig oder emotional wird, sprechen sie bis heute lieber Türkisch. Dass es bei Aynur genau andersherum ist, sei oft schwierig für sie – die Vorstellung, dass ihre Enkelkinder womöglich nur gebrochen Türkisch sprechen, unerträglich.

Aynur und Amila sind inzwischen beide einige Jahre mit ihren Partnern zusammen. Ihre Eltern haben eingesehen, dass es ihnen ernst ist. Hatten sie anfangs gehofft, ihre Töchter würden vielleicht doch noch jemand anderen kennenlernen, drängen sie nun darauf, dass die beiden möglichst bald heiraten und nicht mehr länger in „wilder Ehe“ leben. Denn damit würden sie sich zumindest ein wenig an den Gepflogenheiten ihrer Herkunftskulturen orientieren. Amila ist froh, dass die Mutter ihren Freund nun zumindest akzeptiert – auch wenn es sie traurig macht, dass sie das vor Amilas Großeltern nicht offen sagt. Aynur hat eher das Gefühl, dass der Druck auf sie weiter wächst. Sie muss sich ständig Sätze anhören wie: „Ihr seid jetzt schon so lange zusammen, das geht doch so nicht.“ Oder: „Meint er es denn überhaupt ernst mit dir?“ Beide sehen keinen Grund zu heiraten – und weigern sich, den Druck der Eltern als Grund anzusehen.

Für die promovierte Psychologin Isabelle Albert, die an der Universität Luxemburg unter anderem zu Einwandererfamilien forschet, sind solche Kämpfe nicht überraschend. Eine Akkulturationskluft – also eine Kluft in der Aneignung der Kultur des Aufnahmelandes – tue sich zwischen migrierten Eltern und ihren Kindern, die bei der Migration entweder noch sehr jung sind oder im Aufnahmeland zur Welt kommen, unvermeidlich auf. Kinder passen sich durch ihre Kontakte in der Schule und mit Gleichaltrigen

schneller an, haben weniger Probleme mit der Sprache und übernehmen die Gepflogenheiten des Aufnahmelandes schneller. Für die Eltern sei es hingegen schwieriger, mit den neuen Gegebenheiten zurechtzukommen. Sie seien etwa bei Behördengängen oder dem Ausfüllen von Formularen in der Sprache des Aufnahmelandes mitunter auf die Hilfe der Kinder angewiesen. So entstehe eine Kluft auch in den Werten, ein Generationenkonflikt, ähnlich wie in Zeiten schnellen gesellschaftlichen Wandels, wie es ihn in Deutschland etwa in den sechziger und siebenziger Jahren gab. Vielleicht ist es kein Zufall, dass der Generationenkonflikt auch damals unter anderem in Fragen um Ehe, Zusammenleben und „freie Liebe“ kulminierte.

AUSLOTEN VON GRENZEN

Die Psychologin findet es auch nicht verwunderlich, dass sich die Eltern von Aynur und Amila so selbstverständlich ins Leben der erwachsenen Töchter einmischen. Das Ausloten von Grenzen sei typisch in Familien, die eher kollektivistischen als individualistischen und eher interdependenten als independenten Kulturkreisen entstammten. Also Kulturen, in denen die Eltern auch dann noch mitreden wollen, wenn ihre Kinder längst erwachsen sind, in denen man viel Kontakt einfordert, viel von den anderen weiß, emotional und teils auch finanziell „verstrickt“ ist, wie Albert es formuliert. Das werde meist erst dann als negativ wahrgenommen, wenn Familien von einem kollektivistischen in einen individualistischen Kontext auswandern – und die Kinder sehen, dass sich die Eltern ihrer Freunde im Aufnahmeland weniger einmischen. „Kinder besuchen dann Grenzen zu setzen“, sagt Albert, „und das ist eine delikate Angelegenheit mit vielen Ambivalenzen.“

Das spüren Aynur und Amila beinahe täglich. Aynur leidet unter der Einmischung ihrer Eltern und würde sich gerne mehr abgrenzen. „Aber das ist emotional nicht leicht, weil ich mich den beiden so verbunden fühle. Immer wenn ich nach einem Besuch wegfahre, denke ich: ‚Jetzt hab‘ ich genug, jetzt fahr‘ ich erst mal länger nicht. Aber es bleibt dann doch ein Pflichtbewusstsein, weil meine Schwester, mein Bruder und ich nicht mehr in derselben Stadt wohnen. Und dann denke ich: Ich muss doch für sie da sein.“

Amila findet zwar klare Worte dafür, wie albern sie die Sorge ihrer Mutter findet, andere könnten schlecht über sie reden, oder wie irrational es sei, dass ihre Mutter, die weder betet noch fastet, einen muslimischen Schwiegersohn will. Sie hat aber auch eine besonders enge Beziehung zu ihr und wohnt noch immer bei ihr.

Aynur ist enttäuscht von ihren Eltern. Sie hätten ihr Werte wie Offenheit und Respekt mitgegeben. „Und jetzt respektieren sie mich nicht dafür, dass ich so lebe, wie ich erzogen wurde.“ Auch Amila ist enttäuscht von ihrer Mutter. Als Alleinerziehende laste aber viel Druck auf ihr, sagt sie zu ihrer Verteidigung. Und der komme unter anderem von den Großeltern, die nun mal noch einer anderen Generation angehörten. Beide hoffen, dass die Konflikte mit ihren Eltern sich mit der Zeit von selbst erledigen. Weil ihnen die Schwiegersöhne so ans Herz wachsen oder weil sie sehen, wie gut die Beziehungen den Töchtern tun – mit oder ohne Trauschein. Beide ahnen aber auch, dass die zugrundeliegenden Identitätsfragen den Eltern im Alter eher wichtiger erscheinen könnten.

„Meine Wurzeln sind mir präsent, aber ich fühle mich von ihnen auch behindert in meinem Vorankommen“, sagt Aynur, „während sie meinen Eltern eher Halt geben.“ Im Gegensatz zu vielen anderen Migrantenkindern, sagt Amila, habe sie kein Problem mehr damit, sich auch als Deutsche zu bezeichnen. Ihre Herkunft sei ihr wichtig. Aber sie sehe auch, welche Probleme es verursache, zu großen Wert auf sie zu legen. ◀

Um ihre Privatsphäre zu schützen, wurden die Namen der Protagonistinnen sowie einige biographische Details verändert.

„Es geht meinen Eltern um Identität. Es ist nicht so sehr, ‚er ist ein Nicht-Muslim‘, sondern eher, ‚da geht doch ein Teil von dir verloren.“ //

SICH SELBST AM NÄCHSTEN

Von Katharina Pfannkuch

Aus der südkoreanischen Honjok-Bewegung ist auch bei uns eine Lebenshaltung geworden.



Einpersonentamm: „Hon“ bedeutet im Koreanischen allein, „jok“ ist der Stamm.

Morgen, am 14. Februar, wird sich die Welt abermals in drei Lager teilen: Die einen trumpfen mit rührselig-romantischen Geschenken und Liebesbekundungen auf. Die anderen mokieren sich über den Marketingcoup der Blumen- und Schmuckindustrie. Und wieder andere winken nur gelangweilt ab: Über den Valentinstag wurde nun wirklich alles gesagt und geschrieben, was einem so einfallen kann. Dabei ist übermorgen, der Tag nach dem Valentinstag, viel spannender: Am 15. Februar würdigt der „Singles Awareness Day“, 2005 ins Leben gerufen, nämlich die Alleinstehenden der Welt.

Dafür gebe es gute Gründe, sagt die amerikanische Psychologin und Autorin Bella DePaulo. Sie forscht seit Jahrzehnten über Singles. Das Alleinleben stärke persönliches Wachstum, berufliche Ambitionen und Spiritualität. 2016 wies DePaulo auf einem Kongress fast prophetisch darauf hin, dass vor lauter Angst vor der Einsamkeit die Vorteile des Alleinseins oft unerwähnt blieben. Fünf Jahre und eine Pandemie

später scheinen ihr Schlagzeilen über eine drohende „Epidemie der Einsamkeit“ Recht zu geben. Jeder neue Lockdown berge die Gefahr von Vereinsamung und Depressionen, heißt es immer wieder. Und obwohl hierzulande fast 18 Millionen Menschen als Singles leben, gilt ihr Dasein noch immer als bedauernd wert.

Sogenannte Honjokker sehen das ganz anders. Die Anhänger der in Südkorea entstandenen Honjok-Bewegung, deren Name sich aus dem koreanischen „hon“, allein, und „jok“, Stamm, zusammensetzt und als „Einpersonentamm“ übersetzt werden kann, zelebrieren ihr Alleinsein auf spirituelle und zugleich pragmatische Weise. Ihr Ansatz wird immer bekannter, auch in Deutschland, wo im Oktober die Übersetzung von „Honjok. Die Kunst, allein zu leben“ von Francie Healey und Crystal Tai erschienen ist – ein Buch, das sich wie eine Anleitung für glückliches Alleinsein liest.

Am Anfang der Bewegung stand Protest: gegen traditionelle Vorstellungen von Ehe und Familie sowie den extremen Leistungsdruck, der in Südkorea nicht nur in beruflicher, sondern auch in privater und ästhetischer Hinsicht herrscht. Auf ein erfolgreiches Studium soll der

schnelle Jobeinstieg folgen, dann die Ehe, Kinder – und damit für Frauen das Karriereende.

Gegen die erstaunlich starren Traditionen des sonst so visionär wirkenden Landes begehrt als erste junge Frauen auf. Waren 2010 noch 65 Prozent der Südkoreanerinnen der Meinung, dass eine Heirat zum Leben gehöre, teilten acht Jahre später nicht einmal mehr 50 Prozent diese Ansicht. Der Hashtag #NoMarriage machte im Netz Karriere, das Leben allein wurde zur attraktiven Alternative. Übrigens schlossen sich auch Männer der Bewegung an, die in Sachen Aussehen, Job und Familiengründung ebenfalls unter hohem Druck stehen.

Honjokker entziehen sich dem und besinnen sich lieber auf sich selbst. „Zum Experten in eigenen Belangen werden“, so nennen das die Autorinnen Healey und Tai. Einsamkeit sei eine subjektive Empfindung, die aus dem objektiven Zustand des Alleinseins entstehen könne – aber

// Auch wenn das Alleinsein nicht freiwillig gewählt ist, heißt das nicht, dass man es nicht positiv annehmen kann. //

eben nicht müsse. Honjok sei eine Art der Ermächtigung, das positive Annehmen des Alleinseins, auch wenn es nicht freiwillig gewählt ist.

Die Haltung passt in unsere Zeit, die zwischen Distanz und Quarantäne mäandert. Viele Tipps aus Healeys und Tais Buch kennt man aus den zur Zeit so beliebten Selbstliebe-Ratgebern: Man solle sich selbst mit derselben Fürsorge und Nachsicht begegnen, die man Freunden entgegenbringe, heißt es da – und zum Beispiel alleine in schönem Ambiente bewusst essen, meditieren, sich zuhören. Auch Honjokker konsumieren, arbeiten, gehen spazieren, lassen sich unterhalten. Sie nehmen gerne am Leben teil. Nur eben am liebsten allein. Sie unterscheiden sich deshalb auch von den überwiegend männlichen Hikikomori in Japan, die sich teilweise jahrelang in ihren vier Wänden vor der Welt verschließen.

Für die südkoreanische Wirtschaft sind die Honjokker nicht unwichtig. Mehr als acht Millionen Single-Haushalte verheißten schließlich ordentlich Umsatz. Tipps für das Leben allein bietet die Internetseite „Honjok.me“, den Youtube-Kanal „Solo-darity“ der Honjokkerinnen Baek Ha-na und Jung Se-young haben fast 500.000 Personen abonniert.

Und auch im analogen Leben ist Platz für sie: In Kinos gibt es Reihen mit Einzelsitzen, in Restaurants Bereiche für Gäste ohne Begleitung, Supermärkte locken mit Single-Angeboten, es gibt Waschmaschinen für eine Person – und eigene Begriffe: allein ins Kino gehen heißt etwa „honyeong“, allein essen „honbap“, allein einkaufen „honsho“.

„Ich kann einen ganzen Tag lang essen, einkaufen, sogar in einer Karaokebar singen, ohne mit einem anderen menschlichen Wesen zu interagieren“, schrieb Victoria Kim, Seoul-Korrespondentin der „Los Angeles Times“, im März 2020 über das Leben mit Apps, Automaten, Selbstbedienung und Distanz, das in der koreanischen Hauptstadt schon lange vor Corona möglich war. Überzeugte Honjokker gehen noch einen Schritt weiter, indem sie sich einfach selbst heiraten – mit Brautkleid, Limousine und Fotograf. Ganz neu klingt das nicht: Die Serienfigur Carrie Bradshaw aus „Sex and the City“ ließ sich schon 2004 zur Hochzeit mit sich selbst beschenken; und die britische Schauspielerin Emma Watson bekundete Ende 2019, in einer Partnerschaft mit sich selbst zu sein.

Damit stößt sie auch in Japan auf Gleichgesinnte. Dort erscheint der Solo-Genuss mitunter sogar ziemlich rigoros: So waren im Restaurant „PiaPia“ in Tokio 2014 zum ersten Mal explizit nur Gäste ohne Begleitung erwünscht, Paare mussten draußen bleiben. Etwas sanfter empfängt das „Moomin House Café“ in der japanischen Hauptstadt seine Single-Gäste und plazierte sie an Tischen mit Plüschfiguren der Muminis als Gegenüber.

Für viele mag das wie ein Versuch wirken, die Leere zu füllen. Für den überzeugten Alleinausgeher ist es ein Schutz vor Blicken. „Wir müssen aufhören, die Zeit, die wir allein verbringen, als mangelhaft anzusehen“, schreiben die Autorinnen denn auch in ihrer Honjok-Bibel. Wer jemals von seiner Begleitung mit Ungeduld, langweiligen Gesprächsthemen und schlechten Witzen von Kaffee, Crémant oder einer wirklich guten Lektüre abgehalten wurde, kann gar nicht anders, als den Autorinnen zuzustimmen. Und mit dieser Erkenntnis wird die Honjok-Philosophie zum Rüstzeug für den nächsten Lockdown: Es ist eigentlich ganz schön, so ganz allein. ◀

ANDERS ZU SEIN MACHT UNVERGLEICHLICH

Nur bei teilnehmenden Händlern | Handversuche auf www.wk-wohnen.de | WK WOHNEN Vertrieb GmbH, Hauptstraße 34-40, 33730 Rietz, Deutschland | Alle Preise sind unverbindliche Preisempfehlungen | Preise ohne Dekoration | Alle Maße sind Circa-Maße | Preise in Euro (inkl. 19% MwSt.)

Erhältlich bei folgenden Händlern: Aachen, Porta Möbel | Altenriet, Wohnfaszination Fenchelrr | Au am Rhein, Möbel Schmidt | Bellheim, Uni-Polster Wohnwelt | Berlin, Möbel Hübner | Berlin-Mahlsdorf, Porta Möbel | Bielefeld, Zurbrüggen Wohn-Zentrum | Binzen, Wohnpark Binzen | Birkenau, Einrichtungshaus Jäger | Bocholt, Wohnwelt Fahrenbrück | Bornheim, Porta Möbel | Castrop-Rauxel, Tegro Home Company | Dogern, Möbelmarkt Dogern | Dorsten-Wulfen, Wohn Centrum Wulfen | Eppelborn, Möbel Arop | Frankenthal, Ehrmann Wohn- und Einrichtungshaus | Frechen, Porta Möbel | Friedberg, Einrichtungshaus Segmüller | Gießen, Einrichtungshaus Sommerlad | Hamburg-Bergedorf, Marks Einrichtungen | Hannover/Garbsen, Möbel Hesse | Hemmingen, Möbel Böhm | Herxheim, Ehrmann Wohn- und Einrichtungshaus Ingolstadt, Möbel Schuster | Isernhagen, Porta Möbel | Kaiserslautern, Uni-Polster Wohnwelt | Köln-Marsdorf, Uni-Polster | Köln-Porz-Lind, Porta Möbel | Kornwestheim, Die Einrichtung Kleemann | Landau, Ehrmann Wohn- und Einrichtungshaus | Langenberg, Christmann Internationales Wohnen | Leer-Logabirum, Möbel Konken | Leipzig, Möbel Porta | Lübeck, Pfiff Möbel | Lüneburg, Crull Exklusiv Einrichten | Mülheim-Kärlich, Uni-Polster | Neumarkt, Die Einrichtung Probster | Parsdorf, Einrichtungshaus Segmüller | Potsdam, Porta Möbel | Pulheim, Einrichtungshaus Segmüller | Rastatt, Ehrmann Wohn- und Einrichtungshaus | Reilingen, Ehrmann Wohn- und Einrichtungshaus | Remchingen-Nöttingen, Wohnwelt Farr | Rheinfelden, Wohnwelt Rheinfelden | Rostock, Möbelhaus Harrmann | Straubenhardt, Wohnidee Syke-Barrier, Einrichtungshaus Wagner Wohnen | Telfs-Pfaffenhofen, Föger Wohnen | Trier-Zewen, Ehrmann Wohn- und Einrichtungshaus | Unna, Zurbrüggen Wohn-Zentrum | Voerde, Wohnwelt Fahrenbrück Weiterstadt, Einrichtungshaus Segmüller | Werl-Büderich, Möbel-Turflon

WK 501 CREMOSA Eckgruppe best. aus: Longchair groß links (K110L) und Sofa 2-sitzig (NL75R), jeweils mit Sitztiefenverstellung, Echtleder Z78-21 Fb. steel (PG LK60), Metallfuß: F51 in M99 schwarz, Schenkellaß: 282 x 160 cm, H 84 cm: € 4.397,- UVP, Grundpreis Stoff (nicht abgebildet): € 2.998,- UVP, Grundpreis Echtleder (nicht abgebildet): € 3.816,- UVP (Ohne Dekoration).



„MEIN ALLTAG IST EIN SPIESSRUTENLAUF“

Keine Berührungen, kaum Kontakte:
Laura K. ist 28 Jahre alt und gehört nach einer
Nierentransplantation zur Hochrisikogruppe.
Ein Jahr ihres Lebens in vier Jahreszeiten.

Rückkehr in das alte
neue Leben? Für
Laura K. ist das unter
Corona-Bedingungen
ungewiss.

Seit dem 12. März 2020 habe ich keinen anderen Menschen mehr berührt. Ich habe seitdem keine Privatwohnung als meine eigene betreten. Ich verbringe viel Zeit allein. Meine Familie, Freundinnen und Freunde sehe ich selten, und wenn überhaupt, dann draußen mit Abstand und FFP2-Maske. Meinem Beruf als Beraterin gehe ich seit März aus dem Homeoffice nach.

Ich bin 28 Jahre alt. Im September 2016 bekam ich eine neue Niere. Die Lebendorganspende meiner Mutter setzte meiner vierjährigen Krankheitsgeschichte inklusive unzähliger Krankenhausaufenthalte, Operationen und der lebenserhaltenden, jedoch kräftezehrenden Dialyse ein vorläufiges Ende. Seitdem war für mich vieles wieder möglich: studieren, arbeiten, unbegrenzt Wasser trinken, meine Zukunft über die nächste Woche hinaus planen. Nach vielen Unterbrechungen konnte ich meinen Bachelor beenden, mal wieder feiern gehen, ein Ehrenamt übernehmen.

Seit dem Ausbruch der Corona-Pandemie gelte ich als Covid-19-Hochrisikopatientin. Sollte ich an Covid-19 erkranken, würde das für mich wahrscheinlich den Tod bedeuten, mindestens aber den Verlust des Organs und damit meines so wertvollen neuen Lebens. Für mich steht fest: Ich muss mich um jeden Preis vor einer Infektion schützen.

FRÜHLING

Lange gemeinsame Spaziergänge haben in meiner Familie Tradition. In diesem Frühling sind sie die einzige Möglichkeit, um Zeit mit meiner Mutter zu verbringen. Einmal wöchentlich treffen wir uns am Tempelhofer Feld und laufen den ersten Sonnenstrahlen entgegen, möglichst bevor das Viertel erwacht. Die Studien zum Coronavirus sind zu diesem Zeitpunkt noch uneindeutig, daher halten wir auf unserem Spaziergang Abstand und tragen Mund-Nasen-Schutz. Menschen, denen wir auf unserem Weg in ruhigere Straßen begegnen, weichen wir routiniert aus. Nicht alle nehmen das ernst. Eine Familie, die uns einmal entgegenkommt, Mann, Frau, zwei jugendliche Kinder, verkleinert nicht etwa den Radius. Erst schmunzeln sie, dann lachen sie uns aus und zeigen auf uns. Kein schönes Gefühl.

Den ersten Lockdown überstehe ich gut. Während in den europäischen Nachbarländern weiterhin der Notstand herrscht, bleibt in Deutschland das große Desaster aus. Dafür sinkt die Bereitschaft, Maske zu tragen, und das Bewusstsein für Abstandsregeln schwindet.

SOMMER

Ein warmer Sommermorgen Ende August 2020. Die Ampel schaltet auf grün, und ich trete in die Pedale. Der Weg aus meinem Neuköllner Kiez bis in den Wedding ist weit, fast eine Stunde brauche ich dafür. Dort möchte ich zwei Freundinnen treffen, gemeinsam wollen wir weiter radeln zu einem Dorf am Berliner Stadtrand und den Spätsommer in der Natur auf Abstand genießen. Die FFP2-Maske setze ich nur während der Fahrradfahrt ab.

Auf dem noch leeren Wochenmarkt am Südstern halte ich an und beschließe, kurz beim Bäcker vorbeizugehen. Während ich mich vor der Vitrine umschaue, nähert sich eine Frau, Mitte 40. Im Gegensatz zu mir trägt sie keine Maske. Sie kommt mir immer näher, sie will scheinbar auch Brot kaufen. Ich gehe einen Schritt nach rechts, um ihr auszuweichen, die Frau folgt, offenbar ist sie in Gedanken. Ich fühle mich unwohl und spreche sie an: „Sind Sie so nett und würden bitte den nötigen Abstand einhalten?“

Die Frau schaut mich ungläubig von der Seite an, schüttelt den Kopf, lacht und macht sich unbekümmert vor der Vitrine breit. „Entschuldigen Sie bitte, ich gehöre zur Risikogruppe“, sage ich. „Es wäre wirklich wichtig, dass Sie den Abstand zu mir einhalten, vor allem wenn Sie keine Maske tragen.“ Die Frau kommt noch einen Schritt näher: „Ha! Risikogruppe! Da glaubst du etwa daran? Vielleicht solltest du mal barfuß gehen, dann wärst du vielleicht weniger paranoid. Es ist die Angst, die dich krank macht.“

Ich spüre, wie mir die Tränen in die Augen schießen. Die Frau sieht das, lässt sich davon aber nicht beirren. Sie lacht noch immer, redet sich in Rage, macht sich lustig. Wie paralysiert zahle ich meine Brötchen. Die Verkäuferin redet mir gut zu, greift aber nicht ein. „Lassen Sie es nicht an sich heran“, sagt sie. Als ich zum Fahrrad gehe, ruft die andere Kundin: „Ich hoffe natürlich, dass Sie gesund bleiben.“ Es klingt ironisch.

Die Tränen verdränge ich, fahre weiter Richtung Norden, lasse die Hermannstraße und den Markt am Südstern hinter mir, beides nur wenige hundert Meter entfernt von der Hasenheide, wo seit Wochen Horden junger Leute abfeiern, die sonst vermeintlich viel Wert auf den Schutz von Minderheiten in der Mehrheitsgesellschaft legen, „The Corona Berghain Experience“. In Kreuzberg und Mitte sitzen Pärchen und Cliques am Straßenrand und in Cafés. Worum sich ihre Unterhaltungen so drehen, kann ich mir denken: wie nervig es ist, dass die Clubs zu haben, wie gerne sie ohne Maske in den Urlaub fliegen würden. Und so weiter.

HERBST

November, die Tage werden kürzer und grauer. Vorbei sind die lauen Sommernächte. Vorbei sind für mich lange Spaziergänge und Fahrradtouren nach Brandenburg. Treffen kann ich jetzt kaum mehr jemanden, denn nach Feierabend ist es dunkel und ohnehin zu kalt. Ich gehe jetzt auch nicht mehr selbst einkaufen. Berlin ist zum Risikogebiet, Neukölln zum Infektions-Hotspot geworden, und die Hausarztpraxis in meinem Wohnhaus stellt angesichts der vielen maskenlosen Patienten im Hausflur eine tägliche Bedrohung dar.

Ich würde sagen, dass ich resilient bin. Und dennoch merke ich, dass ich in diesem Herbst psychisch an meine Grenzen komme. Das liegt zum einen am Mangel an Nähe. Es sind mittlerweile fast neun Monate seit der letzten Umarmung vergangen, und ich sehne mich nach Körperkontakt. Es liegt aber auch daran, dass es einen gesellschaftlichen *shift* gibt: Am Anfang waren alle besorgt und kollektiv verunsichert. Das war zwar schön, aber ein Gemeinschaftserlebnis. Seit dem Sommer aber entstehen neue Trennlinien, die täglich deutlicher zum Vorschein treten.

Viele nehmen es auch weiterhin mit dem Sicherheitsabstand und der Maskenpflicht nicht so genau. Mir bleibt nichts anderes übrig, als auf die Annäherung fremder Menschen im Supermarkt oder beim Spazieren mit Ausweichen zu reagieren. Mein Alltag ist ein Spießrutenlauf. Ich tänzele um andere herum, springe zur Seite, weiche aus und nehme als Konsequenz wesentlich weniger Raum ein, als mir zustünde.

Ich bin nicht mehr willensstark, sondern angespannt, wütend, verzweifelt. Das liegt nicht nur an den sogenannten Querdenkern. Ich frage mich auch, wie ich damit umgehen soll, dass einige Freunde die verschärfte Infektionslage in Berlin nicht zu betreffen scheint, dass sie weiterhin private Partys feiern. Andererseits: Wo sind meine Offenheit und meine Herzlichkeit geblieben? Ich habe Angst, dass ich aus dieser Pandemie mit einem Gefühl von Bitterkeit hervorgehe.

WINTER

Am Winteranfang sind meine Reserven endgültig aufgebraucht. Es fällt mir zunehmend schwer, meine Emotionen zu regulieren. Mir fehlt der Austausch mit Freunden abseits der digitalen Kanäle. Ich spüre jetzt, wie sehr ich ihn brauche, um meine Energiereserven aufzuladen. Dann offenbart sich eine einmalige Gelegenheit: Eine Bekannte, ebenfalls Risikopatientin, hat die Möglichkeit, einige Zeit privat in einem abgelegenen Haus an der Ostsee zu verbringen und fragt mich, ob ich die Nachbarwohnung beziehen möchte. Ich sage sofort zu.

Es fühlt sich an wie ein kleiner Umzug, und vorher verschärfen wir beide noch einmal die Quarantäne. Wir machen mehrere Tests, um sicherzugehen. Die Zeit auf Rügen genieße ich sehr. An die Häuser mit reetgedeckten Dächern schließen sich nahtlos Wälder und sanft hügelige Felder an. Am Morgen beobachte ich Rehe und mache lange Spaziergänge, tagsüber arbeite ich und gehe dem berufsbegleitenden Masterstudium nach. Abends kochen wir gemeinsam, machen Sport, schauen Filme. Es ist ein Schutzraum mitten in der Natur.

Hier, im Corona-Exil, muss ich mich nicht mit dem Verhalten der anderen auseinandersetzen. Ich kann ich selbst sein und zurück zur Leichtigkeit finden, die mich eigentlich ausmacht. Es tut gut zu merken, dass es sie noch gibt, die „alte“ Laura.

Ich freue mich auf die Feiertage und darüber, dass ich sie zusammen mit meiner Großmutter und meiner Mutter feiern werde, da alle zuvor in Quarantäne gehen. Zugleich wird es auch bei uns, wie in so vielen Familien, das erste Weihnachten ohne jemanden sein, in diesem Fall ohne meine Schwester, die sich aus beruflichen Gründen zuvor nicht ausreichend isolieren kann.

In den letzten Wochen des Jahres machen mir die Nachrichten über eine baldige Impfstoffzulassung Hoffnung auf eine Rückkehr in mein neues altes Leben. Wann das sein wird, ist allerdings vollkommen unklar. Bisher weiß ich nur, dass ich zur zweiten Impfgruppe gehöre. Auch das Transplantationsbüro der Charité hat sich noch nicht gemeldet.

Was aber sicher ist: Die Pandemie wird auch mit Impfstoff weiter anhalten, und das heißt: Auch die Einschränkungen werden bleiben. Mit den Privilegien, um die es jetzt oft geht, ist es so eine Sache: Für diejenigen, die sie haben, sind sie beinahe unsichtbar. Während einer Pandemie ist Gesundheit ein solches Privileg. Damit geht eine Verantwortung einher: sich das bewusst zu machen und auch an andere zu denken, die nicht so privilegiert sind.

Wenn es darum geht, wer wann wie Maske trägt, wie viel Raum einnimmt, den Abstand einhält oder die Regeln bricht, dann geht es häufig um Höflichkeit und Respekt. Es ist aber vor allem eine Inklusionsfrage, die darüber bestimmt, wer wie ein unserer Gesellschaft teilhaben kann und wer nicht. Wessen Bedürfnisse wie gewichtet werden. Wenn irgendwann alles vorbei sein wird, hoffe ich auf einen veränderten gesellschaftlichen Konsens. Dass man künftig auch bei einer scheinbar nur leichten Erkältung nachdenkt, ob man wirklich ins Büro muss und in Kauf nimmt, sie dort weiterzugeben.

Aufgezeichnet von Rea Eldem.

„Ich frage mich, wie ich damit umgehen soll, dass einige in meinem Freundeskreis die verschärfte Infektionslage einfach nicht zu betreffen scheint.“

WAS UNS NAHEGEHT

Von Johanna Dürrholz

Warum reagieren wir auf einige Bilder empathisch, auf andere wiederum nicht? Und können wir das steuern?

Beispiele gibt es viele. Da sind die zahlreichen Flüchtlinge, die ihr Leben im Mittelmeer, auf der Balkanroute oder irgendwo anders lassen, über die kaum jemand spricht. Dann ist da der tote Junge am Strand, über den plötzlich alle sprechen. Da sind die vielen Kranken in Wuhan in China, die Corona-Toten in den Vereinigten Staaten und irgendwann auch Tausende Tote in Deutschland, die von vielen einfach hingenommen werden. Aber dann sind da auch die Särge in Bergamo, die mit Militärtransportern weggebracht werden müssen, und deren Anblick die Welt bewegt. Da ist die obdachlose Frau in der Bahn, die Spenden sammelt und deren Schicksal zu Tränen rührt. Obwohl man sie nicht kennt und sie noch nie gesehen hat.

Uns Menschen gehen Dinge nahe. Andere wiederum scheinen furchtbar fern, selbst dann, wenn sie um die Ecke, vielleicht sogar in derselben Straße oder im selben Haus geschehen. Woran liegt das? Warum können wir uns in manchen Situationen in Menschen einfühlen, ihren Schmerz mitfühlen – und in anderen nicht? Und können wir beeinflussen, was uns nahegeht und was nicht?

Christian Keyzers beschäftigt sich am Institut für Neurowissenschaften der Niederlande unter anderem mit der Frage, was passiert, wenn wir uns mit einem Schicksal besonders beschäftigen. Wenn wir Empathie empfinden. Dabei bedeutet Empathie aus neurowissenschaftlicher Sicht eigentlich nicht

mehr als das: sich einfühlen. Keyzers hat herausgefunden, dass Menschen, genau wie Affen und Ratten, Schmerz empfinden, den sie selbst gar nicht spüren: „Wir haben beobachtet, welche Gehirnareale sich aktivieren, wenn die Testpersonen Schmerz spüren. Dieselben Areale werden aktiviert, wenn sie beobachten, dass jemand anderes diesen Schmerz empfindet.“ Sogar Mäuse und Ratten, also andere soziale Säugetiere, können diesen Schmerz nachempfinden. Für Keyzers ist das ein Zeichen dafür, dass die Fähigkeit zur Empathie biologisch in uns angelegt ist.

Das Vermögen, uns in des anderen Schmerz und Leid (und Freud) einzufühlen, ist uns angeboren. Keyzers konnte sogar beweisen, dass entgegen häufiger Annahmen auch Psychopathen die Fähigkeit haben, Empathie zu empfinden. Und trotzdem weigern sich viele Menschen geradezu, sich in andere einzufühlen. Etwa, wenn sie Bilder von Menschen in Rettungswesten und auf Schlauchbooten sehen, die den Fluchtweg über das Mittelmeer angetreten haben. Das liege daran, sagt Keyzers, dass wir die uns angeborene Empathie kontrollieren können. „Wir können selbst entscheiden, wie stark wir in einem bestimmten Moment Empathie empfinden wollen. Wenn jemand nicht empathisch sein will, dann kann er die Empathie regulieren. Und wenn er empathisch sein will, kann er sie wieder hochfahren.“

Es ist eine bewusste Entscheidung, ob sich jemand in Leid, Schmerz und Kummer anderer Menschen einfühlt. Ob uns etwas nahegeht, das haben wir auch selbst in der Hand.

Aber noch mal zurück: Empathie, was bedeutet das genau? Der Begriff ist relativ jung, und es wird vermutet, dass er im Deutschen nur entstanden ist, weil das Wort „Einfühlung“ ins Englische übersetzt werden sollte. So wurden unter anderem die Werke Sigmund Freuds ins Englische übersetzt, das Einfühlungsvermögen wurde dort *empathy* genannt, und die Vermutung liegt nahe, dass das deutsche Wort Empathie analog dazu gebildet wurde. In der Psychologie gibt es zwei Formen der Empathie: die affektive und die kognitive. Erstere betrifft das bloße Fühlen; kognitiv bedeutet Perspektivenübernahme. Dass wir uns also in jemanden hineinversetzen.

Tatsächlich geht die allgemeine Fähigkeit zur Empathie zunehmend verloren (obwohl sie ja, wie wir wissen, angeboren ist) – beziehungsweise die Bereitschaft, sie zu aktivieren. Forscher der Universität Michigan haben die Empathie von Collegestudenten im

Paris: Ein Feuer zerstörte im April 2019 Teile von Notre-Dame.



Verlauf von 30 Jahren untersucht. Insgesamt 72 Studien aus den Jahren 1979 bis 2009 haben die Forscher dafür ausgewertet, überwiegend Standardtests. Ihr niederschmetterndes Ergebnis: Die Fähigkeit der jungen Leute, sich in Kommilitonen einzufühlen, hatte in den gut 30 Jahren um 40 Prozent abgenommen.

Aber ist das wirklich so schlimm? Zur Geschichte des allgemeinen Empathiemangels gehört auch, dass der Begriff oft ungenau benutzt wird, mit Mitleid oder Mitgefühl, mit Barmherzigkeit verwechselt wird. Auch deswegen unterlag die Empathie in den vergangenen Jahren gewissen Verschleißerscheinungen. Während eine stärkere Empathie von manchen als Allheilmittel gepriesen wird, verteufeln andere den Begriff oder können ihn schlicht nicht mehr hören. Der Kulturwissenschaftler Fritz Breithaupt stellt in seinem Buch „Die dunklen Seiten der Empathie“ die These auf, unkontrollierte Empathie habe die Tendenz,

Moria: Kinder im Flüchtlingslager auf Lesbos im März 2020



Konflikte zu verschärfen – anstatt sie zu entschärfen. Empathie könne außerdem, heißt es bei Breithaupt weiter, zum Selbstverlust führen. Der Philosoph David Lauer meint, Empathie als solche sei keine Tugend. Man könne die Einfühlung in andere Menschen auch nutzen, um diese zu manipulieren, seine eigenen Interessen durchzusetzen. Auch die Kultur- und Literaturwissenschaftlerin Silke Horstkotte, die an der Universität Leipzig lehrt, berichtet von der Skepsis in ihrem Forschungsfeld gegenüber der Vorstellung, Empathie sei immer gut. „Versuche haben gezeigt, dass Lesende sich zwar in Romanfiguren einfühlen. Sie fühlen sich aber auch in Mörder oder Vergewaltiger ein.“

Neurowissenschaftler Christian Keyzers sagt, es gehe nicht darum, ob Empathie gut ist oder schlecht. „Die wirklich wichtige Frage ist: Wann setzen wir sie ein? Wann sollten wir sie hochfahren und wann zu unserem eigenen Schutz herunterfahren?“ Keyzers glaubt, dass es sich mit der Empathie ähnlich verhält wie mit Gefühlen: Im Alltag sind wir ständig damit

beschäftigt, sie zu kontrollieren. Ärger über den Chef, Wut auf einen Kollegen, Frust, wenn etwas nicht klappt – diese negativen Gefühle haben wir zu kontrollieren gelernt. „Gefühle sind etwas Wunderbares, weil sie uns wahnsinnig viel Energie geben. Und ähnlich ist es eben auch mit der Empathie. Wir müssen lernen, wann es sinnvoll ist, sie einzusetzen.“

Auch in den sozialen Medien finden sich viele Belege für die Weigerung mancher Menschen, Empathie zu empfinden, oder zumindest Dinge an sich heranzulassen. Unter Bildern von Menschen auf der Flucht, die in Rettungswesten in Schlauchbooten sitzen, finden sich massenhaft Hasskommentare. „Dass wir unser Einfühlungsvermögen auch bei solchen Bildern regulieren, ist wichtig, das macht uns resilient“, sagt Keyzers. Wenn wir bei jedem traurigen Bild alles stehen und liegen ließen, könnten wir im digitalen Zeitalter, in dem wir mit immer mehr visuellen Eindrücken konfrontiert werden, kein Alltagsleben mehr führen.

Doch woher kommt der Hass? „Die Regulierung geschieht auf verschiedenen Wegen, einer nennt sich *reappraisal*.“ Neubewertung also. Man interpretiere eine Situation für sich neu, und zwar so, dass sie keinen negativen Effekt mehr habe. „Wenn man so ein Bild uminterpretiert zu Fake News oder Photoshop, kann man es leicht fortschieben. Diese ideologische Verblendung ist also auch Teil einer emotionalen Regulation“, sagt Keyzers. Das komme besonders oft vor, wenn Menschen sich ohnehin hilflos fühlten und den Eindruck hätten, sowieso nichts ändern zu können.

Silke Horstkotte, die Literatur- und Kulturwissenschaftlerin, hebt zudem den unwägbareren Charakter von Fotografien hervor: „Fotos sind unvollständige Nachrichten.“ Ein Foto enthalte keine Information über seine Entstehungsumstände, sage nichts über den Urheber aus und über die Situation, in der es entstanden ist. „Ist es ein emanzipatives Foto, oder gibt es ein Machtverhältnis zwischen dem Fotografierenden und dem Objekt?“ Ganz abgesehen davon, dass digitale Fotos leicht zu fälschen sind. „Man kann auch falsche Informationen dazu liefern. Auch das kennen wir ja von ikonischen Bildern, dass sie zu vielen verschiedenen Zwecken eingesetzt werden, etwa zu kommerziellen Anlässen.“

Die gute Nachricht ist: Fotos, die Schreckliches oder Trauriges zeigen, können auch als Trigger für Empathie funktionieren. Wenn ein konkretes Bild eine zuvor abstrakte Situation in etwas Greifbares übersetzt, kann das unser Einfühlungsvermögen wecken. Das Foto des toten Alan Kurdi am Strand ist so ein Bild – ein einzelnes, schrecklich trauriges, an Dramatik kaum zu übertreffendes Bild, das die ganze Komplexität der Flüchtlingskrise veranschaulicht.

Drama und Grauen vor Augen zu führen, das gebe es schon lange, sagt Silke Horstkotte. „Ein gutes Beispiel sind die Shoah-Fotografien, da gibt es unzählige. Und sie wurden aus verschiedenen Motivationen heraus gemacht. Damit geht auch eine Dokumentation der eigenen Taten einher, Schaulust oder Voyeurismus.“ So ein Fall sei etwa der Wehrmachtssoldat Heinrich Jöst, der am 19. September 1941 an seinem Geburtstag im Warschauer Getto Fotos von Sterbenden gemacht habe. Auch viele Fotos aus der Wehrmachtausstellung

seien Täterfotos. „Umgekehrt gibt es natürlich Fotos, die explizit aus politischem Widerstand gemacht wurden, um die Gräueltaten zu dokumentieren und die Welt moralisch wachzurütteln.“ Der polnische Widerstand etwa habe eine Kleinbildkamera in das Konzentrationslager Auschwitz geschmuggelt, vier Fotos seien damals entstanden. Sie seien aber nur selten zu sehen. „Die beiden Bildmotive, die am häufigsten gezeigt werden, sind das Tor von Auschwitz und der Junge im Warschauer Getto, der die Hände hochhält.“

Warum aber werden manche Bilder berühmt und andere nicht? Und wie beeinflussen sie unser Einfühlungsvermögen? „Es gibt eine große Diskussion in der Fototheorie darüber, ob Bilder Empathie erzeugen“, sagt Horstkotte. „Und darüber, ob das Einfühlungsvermögen so gesteuert werden kann, ob man Bilder gezielt für Menschenrechtskampagnen einsetzen kann – oder ob jedes Foto eine unvorhersehbare Wirkung hat und man nicht prognostizieren kann, welches Bild ikonisch wird.“

Auch sie könne nicht genau erklären, warum uns bestimmte Bilder stark berühren. „Das hat viel mit den Umständen zu tun.“ Dass zum Beispiel die Särge in Bergamo viele Menschen so getroffen haben, die Särge in Meißen aber weniger, habe auch am Zeitpunkt der Veröffentlichung der Bilder gelegen. „In anderen Teilen der westlichen Welt galt Corona da noch als Gerücht. Und dann gab es darüber hinaus die dramatische Inszenierung mit den Militärtransportern.“ Die gab es in Sachsen nicht. Aber: „Einfühlung hat Grenzen, das wird manchmal vergessen“, gibt Horstkotte zu bedenken. „Jemand, der ein Bild betrachtet, wird niemals das Trauma der Shoah spüren können. Das Foto zeigt nur einen Mini-Ausschnitt.“

Der Neurowissenschaftler Christian Keyzers glaubt, dass neben Bildern auch Podcasts eine gute Möglichkeit sind, um Empathie hervorzurufen. „Weil sie so unmittelbar sind.“ Und wen diese Trigger gar nicht berühren? Auch für den gibt es eine gute Nachricht: Man kann Empathie trainieren. Das sagt zumindest Jamil Zaki, Psychologe in Stanford und Autor des Buchs „The War for Kindness: Building Empathy in a Fractured World“. Empathische Menschen, glaubt Zaki, seien glücklicher. Empathie, erläuterte er in einem Ted-Talk im Jahr 2017, sei ein *skill*, eine besondere Fähigkeit. „Wir können unsere Empathie bewusst wachsen lassen.“ Es sei unsere Entscheidung, sagt Zaki, ob wir an der obdachlosen Person vorbeigehen und nichts fühlen – oder ob wir uns mit ihr beschäftigen. Je mehr man übe, Empathie einzusetzen, desto häufiger komme sie auch von allein.

Auch Christian Keyzers ist überzeugt davon, dass Empathie trainierbar ist. „Es gibt eine elegante, simple Form der Manipulation: Wenn man den Menschen sagt, dass sie selbst entscheiden können, sich in jemanden einzufühlen, empathisch zu sein, dann aktivieren sie ihre Empathie auch.“ Er selbst setzt sich vor wichtigen Gesprächen mit Doktoranden gern für ein paar Minuten allein hin und vergegenwärtigt sich die Bedürfnisse seines Gesprächspartners. „Dann verläuft so ein Meeting gleich ganz anders.“ Es sei unsere Entscheidung, sagt Keyzers. Also, worauf warten wir noch? ◀




Erfahrung fördert Engagement

Machen Sie sich stark für junge Talente!



**Bundesministerium
für Bildung
und Forschung**

Der Zoo in Leipzig und Zoodirektor **Prof. Dr. Jörg Junhold** unterstützen die Veterinärmedizinstudentin **Natascha Rüping** mit dem Deutschlandstipendium. Beide sind Teil eines lebendigen Netzwerkes, in dem Bund, Hochschulen und private Fördernde sich gemeinsam für talentierte Nachwuchskräfte engagieren und damit einen Beitrag für die Zukunft Deutschlands leisten.



deutschlandstipendium.de



FOTOS: AFP, REUTERS, LAIF

STIMMEN HÖREN

Von Sebastian Eder

Illustrationen Bernd Schifferdecker

Durch Podcasts fühlt sich unser Autor anderen Menschen nahe, obwohl er ihnen ferner nicht sein könnte. Ist das ein Problem?

Im Jahr 2020 habe ich 22.176 Minuten Podcasts gehört. Das sind etwa 370 Stunden. Eigentlich sogar noch mehr, weil der persönliche Jahresrückblick von Spotify schon Anfang Dezember verschickt wurde und ich noch andere Plattformen nutze. Aber sicher ist: Ich habe 2020 länger Olli Schulz und Jan Böhmerrmann zugehört als meinen besten Freunden. Und das war in den Vorjahren nicht besser: Seit Ende 2012 zeichnen Schulz und Böhmerrmann fast jede Woche ein Gespräch auf. 2016 wechselten sie von Radio Eins zu Spotify, wo der etwa einstündige Podcast seitdem wöchentlich unter dem Namen „Fest & Flauschig“ erscheint. Seit Anfang 2020 erscheint mittwochs eine zweite, kürzere Folge – während des ersten Corona-Lockdowns sendeten die beiden fast täglich. Ich habe alle Folgen gehört.

Zusätzlich hörte ich 2020 jede Woche „Baywatch Berlin“, und manchmal noch „Gemischtes Hack“ und „Herrengedeck“. Das alles sind sogenannte Laber-Podcasts: Zwei oder drei Leute unterhalten sich miteinander, mal ernst, mal lustig, mal über dies, mal über jenes. Trotz dieses wenig überzeugend klingenden Konzepts gibt es kein erfolgreicherer Podcast-Genre. „Gemischtes Hack“ und „Fest & Flauschig“ führen seit Jahren die Spotify-Podcast-Charts an – und erreichen nach Angaben des Streaming-Anbieters jeweils mehr als eine Million Hörer pro Woche. Ich höre zwar auch Podcasts, in denen es um klarer definierte Inhalte geht: Nachrichten, Verbrechen, Musik. Aber selbst da erwische ich mich häufig dabei, dass ich vor allem die Gastgeber „besuchen“ will und mich die Inhalte gar nicht so interessieren. Warum also höre ich so gerne Fremden beim Plaudern zu?

Das Marktforschungsinstitut Rheingold Salon hat 2020 in einer tiefenpsychologischen Studie den Erfolg von Podcasts untersucht. „Gerade im Lockdown können einem Podcasts ein Freiheitsgefühl geben“, sagt die Geschäftsführerin Ines Imdahl. „Man hört sich weg aus der Realität und hat menschlichen Kontakt, obwohl man eigentlich alleine ist.“ Es gebe nichts Intimeres als die Stimme, deswegen fühle man sich den Podcast-Sprechern besonders nah. „Obwohl die Beziehung einseitig aufgebaut wird, entwickelt sich eine größere Nähe als in sozialen Medien

und ein besonderer Tiefgang durch das intensive Hören“, sagt Imdahl. „Die meisten Jugendlichen können heute gar kein Kapitel eines Buchs mehr am Stück lesen. In unserer Gesellschaft ist vieles fragmentiert, in den sozialen Medien geht es kreuz und quer. Ein Podcast verlangt eine intensivere Auseinandersetzung, man muss zuhören und einen Zusammenhang herstellen. Außer automatisierte Tätigkeiten kann man nebenbei nicht viel machen. Wir brauchen als Menschen Geschichten und Zusammenhänge, das ist wichtig für die Psyche. Das finde ich sehr positiv an den sogenannten Laber-Podcasts.“

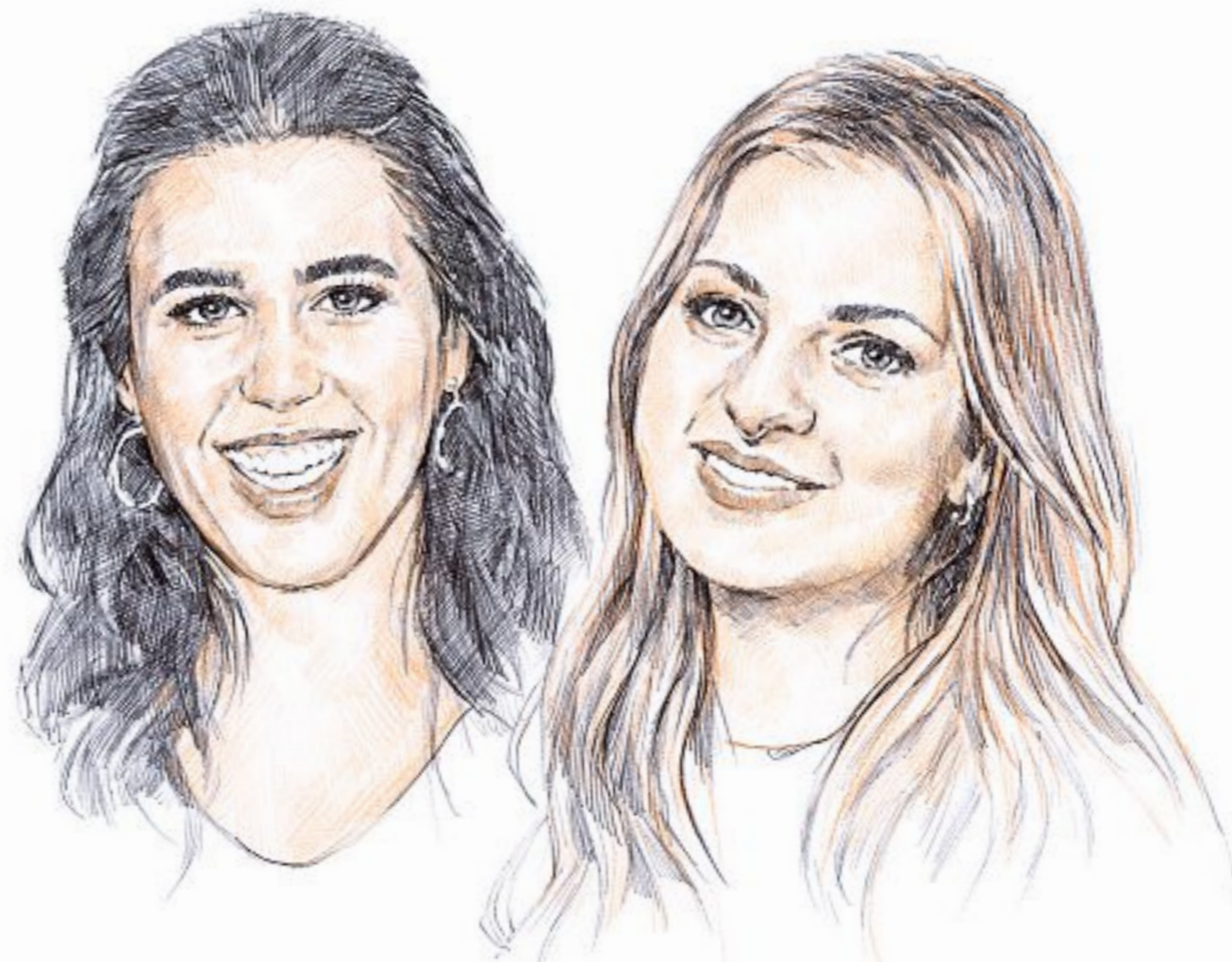
Das deckt sich mit meinen Erfahrungen: Höre ich einen Podcast, kann ich zwar nebenbei saugen, einkaufen oder spazieren gehen. Aber ich kann nicht Twitter, FAZ.NET oder Whatsapp checken. Ich stoppe den Podcast sogar, wenn ich eine Nachricht beantworten will. Den Fernseher würde ich dafür niemals ausmachen. Auch auf Hörbücher kann ich mich keine zehn Minuten konzentrieren. Wie schaffen es ausgerechnet die Laber-Podcaster, dass ich nichts verpassen will?

Es gibt wahrscheinlich wenige Menschen in Deutschland, die sich besser mit Podcasts auskennen als Konstantin Seidenstücker. Der Berliner ist erst 26 Jahre alt. Schon als Jugendlicher arbeitete er als Synchronsprecher und produzierte in seiner Freizeit Musik. Und Seidenstücker's Vater ist der Manager von Olli Schulz. Als Schulz und Böhmerrmann 2016 zu Spotify wechselten, wurde Seidenstücker von seinem Vater gefragt, ob er bei der Podcast-Produktion helfen könne. „Also habe ich meine Ausrüstung auf den Tisch im Konferenzraum der Managementagentur gestellt, und los ging es“, sagt Seidenstücker.

SUCHE NACH GEFÄHRTEN

In den folgenden drei Jahren produzierte er so den zeitweise erfolgreichsten Spotify-Podcast der Welt mit. „Ich habe bei Jan und Olli unglaublich viel gelernt. Das war mein Einstieg in die Podcast-Welt“, sagt Seidenstücker. 2019 gründete er das Studio Bummens. Bekannt wurde die Produktionsfirma mit dem Podcast „Paardiologie“, in dem Charlotte Roche und ihr Mann sich sehr intim über ihre Ehe unterhielten. Seidenstücker hatte das Konzept mit entwickelt.

„Fest & Flauschig“: Olli Schulz und Jan Böhmerrmann wechselten 2016 von Radio Eins zu Spotify.



„Herrengedeck“: Der Laber-Podcast von Laura Larsson und Ariana Baborie ist einer der erfolgreichsten in Deutschland.



„Baywatch Berlin“: Klaas Heufer-Umlauf unterhält sich mit zwei Kollegen und Buddys, Jakob Lundt und Thomas Schmitt.

Mittlerweile produziert Studio Bummens Podcasts unter anderem mit den Fußballspielern Toni und Felix Kroos, „Tagesschau“-Sprecherin Linda Zervakis – und eben auch „Baywatch Berlin“. In diesem Podcast unterhält sich Klaas Heufer-Umlauf mit zwei Kollegen aus seiner Fernsehproduktionsfirma, Jakob Lundt und Thomas Schmitt. Innerhalb von nur einem Jahr haben sie es in den Spotify-Charts hinter „Gemischtes Hack“ und „Fest & Flauschig“ in die Top fünf geschafft. Ob es Seidenstücker überrascht hat, dass auf dem Markt Platz für einen weiteren Laber-Podcast war? „Nein. Wenn den Leuten etwas gefällt, wollen sie mehr davon.“ Welche Faktoren einen Laber-Podcast erfolgreich machen? „Die Chemie zwischen den Leuten vor dem

Mikrofon muss stimmen. Ob sie prominent sind oder nicht, ist zweitrangig. Man kann nicht wie im Fernsehen einen Prominenten einsetzen, der irgendein Programm absputzt, das sich andere ausdenken. Der Antrieb muss von den Künstlern selbst kommen. „Baywatch Berlin“ funktioniert deswegen so gut, weil die drei da wirklich als Buddys sitzen. Sie sind keine Zweckgemeinschaft, sie machen das gerne. Hörer suchen nach Gefährten. Irgendwann haben sie das Gefühl, dass sie die Podcast-Sprecher kennen. Deswegen sind solche Podcasts über Jahre erfolgreich. Aber man muss auch etwas zu erzählen haben. Klaas und seine Kollegen haben immer Geschichten aus ihrer Fernsehwelt. Und sie können wahnwitzig gut erzählen. Da lerne ich in jeder Folge etwas.“

Die erfolgreichsten Podcaster haben tatsächlich eines gemeinsam: Sie sind Profis, die ihr

Handwerk verstehen. Aber ist es nicht problematisch, dass man das als Hörer vergisst – und sie als Freunde wahrnimmt, obwohl sie sich kein bisschen für einen selbst interessieren? „Nein, das glaube ich nicht“, sagt die Psychologin Miriam Junge. „Den Hörern ist schon klar, dass die Podcast-Sprecher sie nicht kennen. Das ist wie bei Schauspielern.“

INSELN IM ALLTAG

Vielleicht kann man Laber-Podcasts also weniger mit Hörbüchern vergleichen als mit Fernsehserien – die viele ja auch schauen, weil sie sich zum Beispiel in der Welt von „Friends“ zu Hause fühlen. Und hat es in Zeiten von Arbeitsverdichtung und Selbstoptimierung nicht schon fast etwas Rebellisches, seine Zeit mal nicht „sinnvoll“ zu nutzen? Nachrichten und Bücher lese ich

genug. „Für viele sind Podcasts Inseln im Tag“, sagt Junge. „Konsum ist immer eine Belohnung. Und die Schwelle zum Konsum ist bei Podcasts sehr niedrig.“

Problematisch findet sie es allerdings, wenn Menschen überhaupt keine Stille mehr zulassen, sondern sich den ganzen Tag berieseln lassen. „Wir sind durch die sozialen Medien daran gewöhnt, sehr viel Input zu bekommen. Wenn es ruhiger wird, haben wir das Gefühl, es tritt Langeweile ein. Das ist aber keine Langeweile. Wir geben unserem Gehirn die Chance runterzufahren. Wenn man abends nicht einschlafen kann, bedeutet das oft, dass unser Gehirn über den Tag zu viele Impulse bekommen hat. Dazu können auch Podcasts beitragen, das muss nicht immer zu viel Arbeit sein.“ Junge empfiehlt, Gewohnheiten zu hinterfragen: „Konsumiere ich jetzt einen Podcast, weil ich Lust darauf habe? Oder ist es nur eine Gewohnheit?“ Wenn man sich wirklich darauf freue, sei das etwas Schönes. „Wenn nicht, gönnt man sich lieber zehn Minuten Ruhe.“ Auch ein Buch zu lesen sei achtsamer, als Podcasts zu hören. „Man kann dabei nichts anderes machen. Während man einen Podcast hört, sitzt man selten nur im Sessel und trinkt einen Tee.“

Auf der einen Seite fühle ich mich ertpart: Ich lasse mich ständig berieseln. Andererseits freue ich mich donnerstags schon auf die neue Folge von „Baywatch Berlin“ am Freitag – und hebe sie manchmal sogar auf für eine Stunde, in der ich mich auf die Couch oder ins Café setze und nichts anderes mache. Manchmal merke ich allerdings, dass ich auf meine Prioritäten achten muss: Vor kurzem war ich spazieren, habe Podcast gehört und in der Ferne einen Freund entdeckt, der damals in einer kleinen Krise war. Kurz dachte ich: „Oh nein, jetzt muss ich den Podcast ausmachen und mir seine Probleme anhören.“ Aber der Spaziergang mit dem echten Freund war dann natürlich erfüllender als mit zwei Knöpfen im Ohr. Wenn auch nicht ganz so lustig.

„DAS SIND DIE FREUNDE, DIE MAN GERNE HÄTTE“

Till Reiners über Humorkompetenz, geteilte Lebenswelten und den Reiz des Halbprivaten

Herr Reiners, Sie plaudern seit 2017 in Ihrem Podcast „Talk ohne Gast“ mit Ihrem Kollegen Moritz Neumeier. Warum sind solche Laber-Podcasts so erfolgreich?
Hörer kriegen ein Gefühl von Zuhause zum Mitnehmen. Man kann den Podcast immer anmachen, und man hat die Podcaster lieb gewonnen. Es ist so eine Art Freundschaftsverhältnis, ohne dass man selbst etwas leisten muss – das ist ja eigentlich ideal.

Glauben Sie, dass Menschen zum Beispiel Podcasts hören, statt Freunde zu treffen?

Nein. Podcasts führen nicht zu Vereinsamung. Im Lockdown ist das notgedrungen ein Ersatz, aber ich wäre in normalen Zeiten nicht ab zwischen „meine Freunde sehen“ und „lieber doch Podcast hören“. Podcasts sind eher eine Alternative zu einer Serie. Da fühlen sich Podcasts lebendiger an, und man kann nebenbei noch etwas machen. Und der Vibe, den die großen Podcasts haben, ist progressiv. Das sind alles gute Leute, keine Rechtspopulisten. Es ist eine nette Gemeinschaft. Da kann man auch einfach mal sagen: Ja, das ist doch 'ne gute Entwicklung.

Sie haben noch einen zweiten Podcast: In „Jokes“ reden Sie mit Gästen wie Oliver Welke über Humor. Was für eine Humortechnik beherrschen Laber-Podcaster?
Die Art des Humors hat sich gewandelt. Man trifft jetzt auf ein Forum, das eine größere Humorkompetenz hat. Die Hörer können unterscheiden: Das ist jetzt witzig, das ist es nicht. Es kann auch unterhaltsam

sein, wenn sich jemand über die politischen Verhältnisse empört. Das ist aber eine andere Humorfarbe als eine ausgedachte Quatschgeschichte über einen Urlaub auf den Malediven. Früher gab es sehr klar strukturierte Genres, aber kein Mash-up. Das ist wirklich etwas Neues: das Beste von allem, ein gemischter Teller.

Ist das noch Comedy?

Ich glaube schon. Man nimmt eine Haltung an, unterhält sich und schaut: Wie kann das lustig werden? Das ist eine Humortechnik, fast wie Improvisationstheater. Manche sagen: Eine Stunde labern kann ich auch. Aber das glaube ich gar nicht. Probiert es mal aus! Es sind nicht zufällig Leute ganz oben, die das beruflich machen. Das sind die Freunde, die man gerne hätte. Der Vergleich ist natürlich etwas unfair, weil Podcaster immer komprimiert unterhaltsam sind.

Warum gefällt einem ein bestimmter Laber-Podcast?

Man muss in etwa den gleichen Humor und den gleichen Referenzrahmen haben wie die Sprecher. Es geht nicht, dass ich ein Leben wie Olli Schulz oder Jan Böhmerrmann habe. Aber ich muss ungefähr die Bands und Schauspieler gut finden, die sie auch mögen. Dadurch entsteht das Gefühl: Wir teilen eine Lebenswelt. Auch wenn das nicht stimmt.

Ist der Blick hinter die Kulissen von Prominenten auch ein Faktor?

Ja, das Halbprivate, die inszenierte Authentizität kommt sehr zum Tragen. Mich nervt jemand, der anderthalb Stunden nur ironisch ist. Das ist zu distanziert, als würde ich jemanden durch drei Glasscheiben beobachten. Ich will ab und zu das Gefühl bekommen, dass ich ein bisschen näher ran gelassen werde – ohne aber so nah zu sein, dass ich den Mundgeruch rieche. Zu kumpelig ist auch nicht geil.

Muss man aufpassen, nicht zu viel Privates zu verraten?

Ja. Manchmal wundere ich mich darüber, was Fremde über mich wissen. Bis mir einfällt, dass ich das im Podcast erzählt habe. Aber ich habe eine gute Sperre: Selbst jemand, der mich gar nicht mag, erfährt nicht so viel über mich, dass er mich wirklich verletzen kann. Das ist ein guter Gradmesser. Aber wir sind auch eine Bubble, die ihre Reichweite überschätzt. Bei Spotify sagen sie, dass es gerade erst losgeht mit Podcasts. Es ist noch nicht Super-Mainstream.

Zur Person



Till Reiners ist 35 Jahre alt und lebt in Berlin. Er fing mit Poetry Slam an, mittlerweile ist er Podcaster, Stand-up-Comedian und Autor. Durch den Podcast „Jokes“ wurde er 2020 zum Humor-Experten: Reiners spricht darin mit Akteuren der Comedyszene über Geschichten hinter den Witzen.



Tisch Savignyplatz von Sebastian Herkner, Stuhl Cord von Jacques Guillon (1953), Sessel Rua Ipanema von Yabu Pushelberg



Sessel Alexander Street von Philippe Malouin, Leuchte Ginza von Victoria Wilmotte, Tisch Rua Tucumã von Osvaldo Tenório



MAN OF ARTS

Von Peter-Philipp Schmitt

Der Münchner Stephan Weishaupt stammt aus einer Familie von Kunstsammlern. Seit ein paar Jahren bringt er gutes Design nach Nordamerika. Nun hat er seine eigene Marke gegründet.

Das letzte Mal auf Reisen war Stephan Weishaupt im März. Er kam aus Toronto, Sebastian Herkner aus Offenbach. Die beiden trafen sich in Berlin. Ein Tisch sollte entstehen. Der Designer Herkner brachte auch gleich ein paar erste Ideen zu Papier. Doch dann wurde es ein Projekt, das Weishaupt nur aus der Ferne begleiten konnte. Der Dreißigjährige sitzt wegen Corona seit zehn Monaten in Toronto in Kanada fest. Weishaupt und Herkner mussten improvisieren. „Wir haben viel Zeit auf Facetime verbracht“, erzählt Weishaupt. Muster, Modelle, Profile gingen per Post hin und her. Er blieb in Toronto auf dem Laufenden, doch beim Entstehungsprozess dabei sein, wie sonst immer, konnte er nicht.

Im Januar war der in Deutschland hergestellte Prototyp schließlich fertig und konnte nach Kanada gebracht werden. Einen Namen hat der Tisch, den Weishaupts Marke Man of Parts in diesen Tagen auf den Markt bringt, auch schon: Savignyplatz. Benannt ist Herkners Werk nach dem deutschen Rechtsgelehrten Friedrich Carl von Savigny, Professor der Jurisprudenz und vor gut 200 Jahren auch Rektor der Universität zu Berlin, der späteren Humboldt-Universität. Savigny wurde als Namensgeber ausgewählt, weil sich der Gelehrte auf die Schriften Immanuel Kants berief und mehr Freiheit und Selbstbestimmung in der Rechtslehre forderte. Somit,

heißt es in der Beschreibung, verstehe sich der massive Holztisch Savignyplatz „auch als Ort für zivilisiertes Debattieren und Dinieren: Mit einem offenen Geist und einem guten Wein lässt sich jedes Problem lösen.“

Die Möbel im Portfolio der erst zwei Jahre alten Marke Man of Parts tragen fast alle Namen von Straßen, Plätzen oder Stadtteilen, die einen gewissen Bezug zum jeweiligen Gestalter haben. Da ist zum Beispiel die Leuchte Mainkai von Sebastian Herkner, die ganz in der Nähe der namensgebenden Straße am rechten Mainufer in Frankfurt gefertigt wird. Oder der Sessel Alexander Street von Philippe Malouin: Der kanadische Produktdesigner ist an genau dieser Straße in Montreal aufgewachsen. Der Kaffeetisch Rua Tucumã des Brasilianers Osvaldo Tenório ist nach einer Straße in São Paulo benannt, das Sofa El Raval des kanadischen Designer-Duos Yabu Pushelberg nach dem Stadtviertel von Barcelona, das an die Promenade La Rambla stößt, die wiederum Namensgeber für einen weiteren Sessel von George Yabu und Glenn Pushelberg ist.

Die beiden Kanadier, die seit 1980 gemeinsam ein Studio in Toronto führen, spielten nicht nur bei der Gründung von Man of Parts eine wichtige Rolle, sondern auch schon beim ersten Projekt, das Stephan Weishaupt vor 14 Jahren entwickelte: Avenue Road. „George und Glenn hatten mich auf die Idee gebracht, eine Galerie aufzumachen, um Sachen zu zeigen, die es in Kanada nicht gibt“, erzählt Weishaupt. Toronto sei zwar eine Metropole und wachse weiter stark, aber es sei eben nicht mit London, Paris oder Berlin vergleichbar. „Es gab eine Nische für schöne Dinge, und die wollten wir füllen.“

Weishaupt fungiert dabei als Kurator, mit dem Projekt Avenue Road will er junge Talente und ihre Arbeiten nach Nordamerika bringen. Möbel aus Europa zum Beispiel von deutschen Marken wie Wittmann, Nymphenburg und Classicon und von Designern wie den Franzosen Christophe Del-

Fühlt sich als „echter Bayer“: Stephan Weishaupt wurde in München geboren, lebt aber seit vielen Jahren in Toronto.



FOTOS ALICE GAO (1), HERBSTELLER

court und Victoria Wilmotte. Auch Brasilianer, die in den nuller Jahren außerhalb ihres Landes teilweise noch wenig bekannt waren, hat Weishaupt nach Nordamerika gebracht: Oscar Niemeyer, Jorge Zalsupin, Sergio Rodrigues und Marcio Kogan. Der recht ungewöhnliche Name Avenue Road – die Straße gibt es tatsächlich in Toronto – steht für Urbanität, genauso wie die Namen der Möbel der Man-of-Parts-Kollektion. „Mich fasziniert das Muster, das Straßen ergeben. Sie bilden die DNA einer Stadt“, sagt Weishaupt. „Zudem klingt der Name interessant.“

Avenue Road wurde nach und nach immer größer, auch weil Weishaupt anfing, eigene Produkte entwerfen zu lassen, um sie in die Showrooms aufzunehmen – Arbeiten vor allem von Yabu und Pushelberg, die bis 2016 Geschäftspartner des Deutschen bei dem Projekt waren. Die beiden Designer hatten mit ihrem Studio ganze Inneneinrichtungen für Hotelketten wie Four Seasons oder den Architekten Richard Meier in New York gestaltet. „Wir dachten uns, es wäre doch schön, diese Produkte einem größeren Publikum zugänglich zu machen“, sagt Weishaupt. Das Interesse war groß, Weishaupt hat inzwischen 70 Mitarbeiter und Showrooms in Toronto, New York, Miami und Vancouver.

Der gebürtige Münchner, Jahrgang 1977, fühlt sich noch immer als „echter Bayer“, auch wenn er schon seit mehr als 15 Jahren überwiegend in Toronto lebt. Weishaupts Vater Maximilian war Architekt. Ursprünglich kommt seine Familie aus Schwendi im Landkreis Biberach in Oberschwaben, wo Stephan Weishaupts Großvater Max 1932 ein Unternehmen für Feuerungstechnik gründete. Die Geschäfte der Max Weishaupt GmbH führt heute Stephan Weishaupt Onkel Siegfried, der ältere Bruder seines Vaters. „Er wollte eigentlich Maler werden“, sagt Stephan Weishaupt über seinen Vater. „Aber als ich und meine beiden jüngeren Geschwister auf die Welt kamen, hat er seinen Traum aufgegeben.“

Die Leidenschaft für Design und Kunst liegt in der Familie. Alle Weishaupts sind bekannte Kunstsammler: Großvater Max Weishaupt, der eng mit der Hochschule für Gestaltung (HfG) in Ulm und führenden Persönlichkeiten dort wie Max Bill und Hans Gugelot verbunden war, legte den Grundstein für eine Kunstsammlung, die unter anderem Werke von Roy Lichtenstein, Willem de Kooning, Keith Haring und Karl Gerstner umfasst. Von Andy Warhol ließ sich Max Weishaupt 1979, drei Jahre vor seinem Tod, sogar noch porträtieren. Sein ältester Sohn Siegfried zählt heute zusammen mit seiner Frau Jurta zu den wichtigsten Kunstsammlern und -mäzenen in Deutschland. Die Privatsammlung Weishaupt ist seit 2007 zugänglich und in der eigens errichteten Kunsthalle Weishaupt in Ulm zu sehen.

Auch Stephan Weishaupts Vater Maximilian hat mit seiner Frau Agathe eine beachtliche Privatsammlung ungenutzter moderner Kunst zusammengetragen, mit Werken unter anderem von Günter Fruhtrunk, Imi Knoebel und Heiner Thiel. Seit dem Tod Maximilian Weishaupts vor drei Jahren kümmert sich die Mutter um die „Sammlung Maximilian und Agathe Weishaupt“, aus der sich Stephan Weishaupt einige Werke aussuchen durfte. Er sammelt aber auch selbst zeitgenössische Kunst, nicht nur Malerei, sondern auch Fotografie, Skulptur, Installation. „Zuletzt“, erzählt Weishaupt, „habe ich einige Sachen mit Gregor Hildebrandt gemacht.“

Der Münchner hat weder Design noch Kunst studiert, sondern Betriebswirtschaftslehre. Noch während des Studiums begann er, für BMW zu arbeiten, im Bereich Kommunikation und Marketing, zuerst in München, dann in den Vereinigten Staaten und in Kanada. Doch ihm war damals schon klar, dass er sich irgendwann selbstständig machen wollte. „Das hat man im Blut“, glaubt Weishaupt. So gründete er erst Avenue Road, 2019 kam die Marke Man of Parts dazu.

Über den Begriff sei er zufällig gestolpert. „Er beschreibt eine Person mit verschiedenen Talenten, Qualitäten, Eigenschaften.“ Der Hauptsitz des Unternehmens ist in Toronto, produziert aber wird in Europa, in Deutschland, Österreich, Italien und den Niederlanden, weil es qualitativ Hersteller in Nordamerika kaum gibt. Der Tisch Savignyplatz wird in Franken von einem Möbeltischler gefertigt. Von dort geht er auf die Reise, entweder nach Toronto, wenn der Kunde aus Nordamerika kommt, oder in die Nähe von München, wo Man of Parts ein Lager hat.

Weishaupt will nicht mehr als eine Handvoll neue Möbel jedes Jahr in seine Kollektion aufnehmen. „Ich fokussiere mich auf Einzelstücke, die herausstechen, die zwar auch zusammenpassen, aber ich sehe nicht, dass jemand seine ganze Wohnung nur mit Man of Parts einrichtet.“ Kleiderschränke zum Beispiel will er nicht produzieren. „Das können andere besser.“ Seine Kunden, sagt Weishaupt, stünden auf Individualität, sie hätten Persönlichkeit. Qualität ist ihm wichtig, Nachhaltigkeit auch. Beides gehe Hand in Hand, denn Nachhaltigkeit, sagt Weishaupt, heiße vor allem Langlebigkeit, was in Wegwerfgesellschaften wie in Nordamerika zu wenig verstanden werde. Er selbst engagiert sich unter anderem in Malawi für die Wiederaufforstung des Mulanje Mountain Forest Reserve. In South Beach in Miami hat er eine Art-Déco-Villa gekauft und herrichten lassen, zurzeit arbeitet er zudem an einem ganzheitlichen Erlebnis außerhalb von Toronto. Kunst und Design will er dort auf einer Farm mit Pferden präsentieren, in mehreren Gebäuden, auf einem 40 Hektar großen Gelände. Das Projekt soll Ende des Jahres fertig sein und im Sommer 2022 eröffnet werden. Zunächst aber hofft er, bald wieder auf Reisen gehen zu können. Denn der direkte Austausch fehlt ihm besonders. ◀



Servierwagen Gin Lane von Yabu Pushelberg



Wandregal Ladder Street und Sofa El Raval von Yabu Pushelberg



AUF NÄHE GENÄHT

Von Jennifer Wiebking

Welche Art von Mode lassen wir in der Krise an uns heran? Fragen wir die Marken nach den Produkten, die 2020 besser liefen als alle anderen.



Hält dicht: Der Dauneparka von Herno wärmt in den vielen Stunden an der frischen Luft.



Bleibt fair: Bei dem Parka von Save The Duck ist der Name Programm.



Geizt nicht: Der Mantel von Marc O'Polo ist extralang und extrawarm.



Macht schick: Von wegen Faulenzerlook – nicht mit La Prima von Giorgio Armani.



Schützt mehrfach: Auf jeden Fall mehr Masken als Hemden hat Van Laack 2020 verkauft, schätzungsweise 150 Millionen Stück.



Trägt schwer: Die Dior Book Tote eignet sich offenbar nicht nur für Bibliotheksbestände.



Wird klassisch: Alessandro Michele hat in den vergangenen Jahren für Gucci viele bunte Taschen entworfen, aber 2020 dauernd ausverkauft war diese Jackie 1961.



Rollt ab: Hausschuhe drinnen, Turnschuhe draußen. Würde Tory Burch wohl so unterschreiben.



Liegt locker: Wie muss es sein, das Hemd fürs Homeoffice? Laut Olymp: aus Jersey.



Bleibt klassischer: Speedy? Neverfull? Nein, die Capucines von Louis Vuitton ist die Nummer eins des Hauses.

Geben Halt: Mit besonders markanter Profilsohle treten die Stiefeletten von Kennel & Schmenger an.



Ist riskant: Kaschmirpullover in Weiß? Mit Ausschnitt? Nichts sei erfolgreicher gewesen, sagt Allude.



Liebt's gefährlich: Beim Geheimnis des Leopardenmusters bleibt die Modeforschung im Dunkeln – könnte zur Klärung aber dieses Kleid von Marc Cain herbeiziehen.



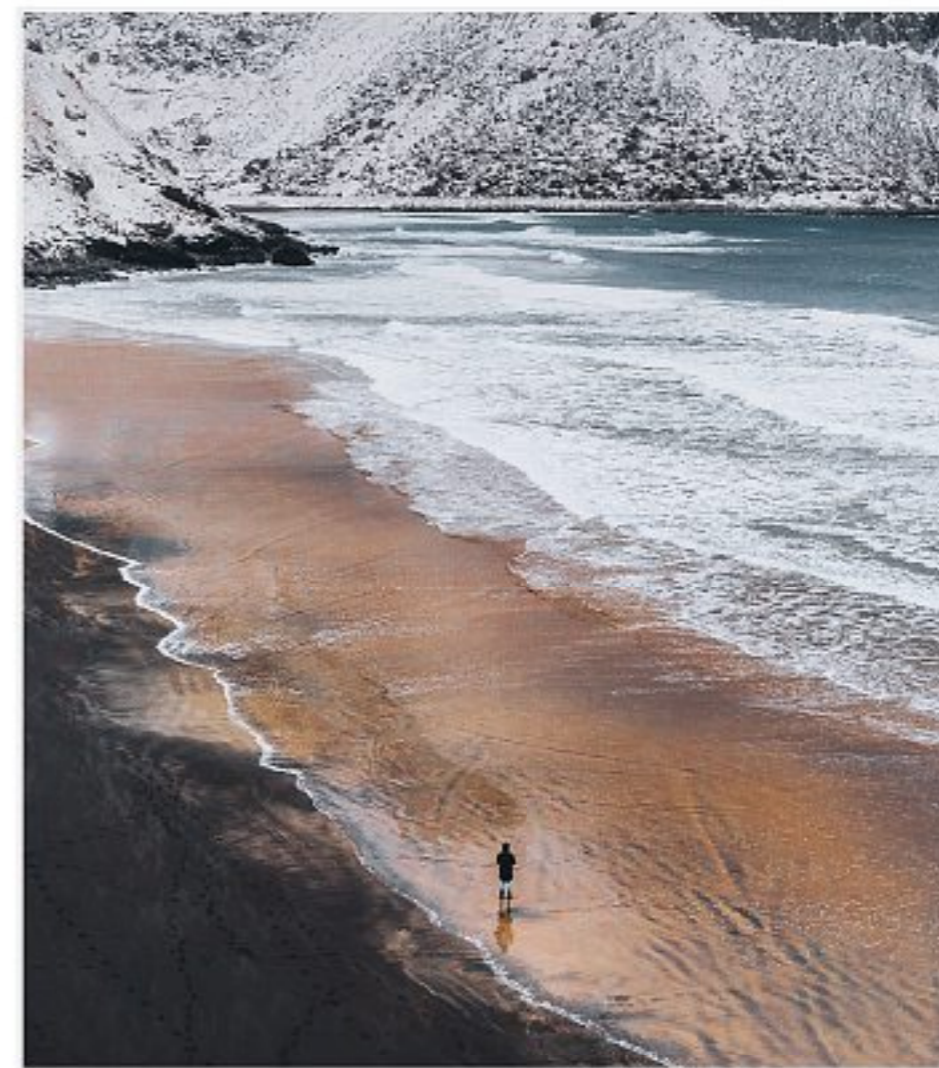
Kuschelt mit: Wer Cocooning in die Mode übersetzen will, ist bei diesem Mantel von Max Mara richtig.



Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards 2013 | 2017 | 2020

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 26 internationaler Fotografie-Magazine



Luke Stakepole | WhiteWall Ambassador

Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin | Düsseldorf | Frankfurt | Hamburg | Köln | München | Stuttgart | Wien | Zürich



GRÖßER GEDACHT

Von Jennifer Wiebking



Kreativer als das Modediktat: Ashley Graham bei Etro, Alva Claire und Jill Kortleve bei Versace, Paloma Elsesser bei Eckhaus Latta (im Uhrzeigersinn von links oben); im Vordergrund: Jill Kortleve bei Chanel

Lange war das Schönheitsideal weit entfernt von der Wirklichkeit: Models sollten dünn sein. Einige Frauen könnten das nun ändern.



FOTOS: DDP © GETTY ©

Topmodels werden nicht bei „Germany's Next Topmodel“ gekürt. Das ist schon länger bekannt. Ein zuverlässiger Gradmesser für die Bedeutung eines Models ist die Website Models.com. Sie führt Buch darüber, wer wann in einer Werbekampagne zu sehen war, auf einem Laufsteg, in Magazinen und in den sozialen Medien. Und wer dabei besonders erfolgreich war, hat Chancen, das Jahresranking von Models.com anzuführen, zum Topmodel gekürt zu werden.

Ganz oben stehen für 2020 bei den Frauen Paloma Elsesser, als Model des Jahres, und Jill Kortleve, als Newcomer-Model des Jahres. Paloma Elsesser war im Januar auf dem Cover der amerikanischen „Vogue“ zu sehen. Das war die Ausgabe vor jener mit Kamala Harris. Jill Kortleve lief 2020 bei Chanel, im Kornfeld von Jacquemus und bei den Schauen in Mailand im September, also bei Fendi, Etro und Versace.

Man muss nicht mit dem Zentimetermaß kommen, um Brust-, Taillen- und Hüftumfang zu bestimmen, wie es viele Agenturen halten, um den Marktwert eines Models zu bestimmen. Entscheidend ist: Paloma Elsesser und Jill Kortleve haben Rundungen, an manchen Stellen ihrer Körper mehr, an manchen weniger. Von den 90-60-90 weichen sie deutlich ab. Und sie sind damit nicht die einzigen. Da wären noch Ashley Graham, Precious Lee, Alva Claire.

Für Models war das Einstiegsrituum für ihren Beruf lange die Kleidergröße. Frauen, die nicht wahnsinnig dünn waren, hatten abseits des Übergrößenmarkts kaum Chancen. Einige der erfolgreichsten unter den aktuellen Topmodels sind das nicht. Sie könnten nun das schaffen, wovon jahrzehntelang immer wieder die Rede war, ohne dass sich etwas veränderte: Mit ihrer Präsenz könnten sie ein realistisches Bild von Schönheit prägen.

Julian Niznik betreut als Modelagent bei IMG in New York einige der schönsten Menschen der Welt. Ashley Graham, Alva Claire, Precious Lee und Paloma Elsesser sind dort unter Vertrag. 2014 hätten sich fünf Frauen, die zuvor von der Konkurrenzagentur Ford in New York im Bereich Übergrößen repräsentiert wurden, entschlossen, zu IMG zu wechseln, sagt Niznik. Bis dahin gab es bei IMG keine Models mit Kleidergrößen jenseits der 38. Die Agentur beschloss, kein Ressort für Übergrößen-Models zu eröffnen, deren Agenten dann auch nur mit Übergrößen-Kunden zusammenarbeiten würden, so wie es andernorts gängig ist. Stattdessen repräsentierte sie die fünf Frauen, unter ihnen Ashley Graham, fortan im allgemeinen Bereich, wie jede andere auch. „Diese Frauen gehören am Board neben Bella Hadid, Gisele Bündchen und Chrissy Teigen“, sagt Niznik. Der Erfolg gibt ihm recht: „Bei Models.com wird auch nicht das Curve-Model der Welt gewählt, sondern das Topmodel.“ Und für 2020 heißt das Paloma Elsesser.

SCHÖNE VIELFALT

Die Mode ist in den vergangenen Jahren vielfältiger geworden. Das liegt natürlich an Globalisierung und Digitalisierung. Wenn Marken und Designer mit ihrer Arbeit Kunden auf der ganzen Welt bedienen, wäre es irritierend, wenn die überwiegende Mehrheit der Models weiß wäre. Besonders in den sozialen Medien begann man, vor einem halben Jahrzehnt genau nachzuzählen: Wie viele schwarze Models laufen bei einer Schau? Wie viele mit asiatischen Wurzeln?

Ein schöner Coup, der Likes generiert, war immer wieder der Auftritt eines Models aus der Vergangenheit. Donatella Versace trieb die Idee vor vier Jahren auf die Spitze, indem sie zur Schau anlässlich des Todesjahres ihrer Bruders Gianni die Supermodels der Neunziger auf den Laufsteg holte: Naomi Campbell, Cindy Crawford, Claudia Schiffer, Carla Bruni und Helena Christensen. An diesen Moment erinnert auch der Casting-

direktor Piergiorgio Del Moro, der DM Casting führt, eine große Agentur in New York: „Die Schau hat die Schönheit von Frauen in unterschiedlichen Lebensphasen gezeigt.“ Auch so wurde Vielfalt zum Gebot der Stunde. „Die Industrie ist in den vergangenen Jahren sensibler geworden.“ Del Moro castete im September die Models für die Schauen von Versace und Etro: Frauen mit androgynen bis rundlichen Körpern, Ashley Graham und Jill Kortleve inklusive.

Großartiges Casting! Was für ein Unterschied zu der Zeit Mitte des vergangenen Jahrzehnts, als noch darüber diskutiert wurde, welcher Designer auf welche Weise die zunehmend strengen Auflagen der Regierungen im Hinblick auf Magermodels umging. „Es ist wichtig zu erkennen, was der Designer möchte“, sagt Del Moro über seine Arbeit. „Aber es geht auch darum, was die Menschen sehen wollen, und dazu gehört heute Inklusion.“ Auch Körper seien davon nicht ausgenommen. „Es gab die Generation der Supermodels. Heute geht es um die Generation verschiedener Formen von Schönheit.“

// Will ein Designer ein Model in der Schau laufen lassen, dessen Kleidergröße abweicht, muss extra ein Kleid geschneidert werden. //

Dagegen stehen die vielen dünnen, und so der Eindruck, immer dünneren Models in den vergangenen Jahrzehnten. Das Schönheitsideal dazu hatte Twiggy schon in den sechziger Jahren geprägt: ein Körper wie ein Zweiglein, geradezu kindlich. Das Sinnbild ewiger Jugend zeigt sich bis heute auf den Laufstegen. Dort sind noch immer Frauen zu sehen, die sehr dünn und sehr jung sind. Viele von ihnen hungern noch immer für den Beruf. Können Frauen mit Körpern, als hätte Rubens sie gemalt, einfach so neben ihnen laufen?

Dagegen steht noch ein Argument. „Die Kleidergröße ist in der modernen Zeit zu einem Zeichen unseres Selbst geworden“, sagt die Historikerin Nina Mackert, die an der Universität Leipzig zur Geschichte des Körpers forscht. „Das geht über ästhetische und praktische Fragen hinaus. Die Kleidergröße scheint anzudeuten, ob jemand ein guter Bürger, eine gute Bürgerin ist.“ Im 19. Jahrhundert sei der dünne Körper noch nicht erstrebenswert gewesen, sagt Mackert. „Aber es ging darum zu signalisieren, dass man fit für die liberale Gesellschaft ist, dass man sich selbst regieren kann.“

Mit der Industrialisierung spielte der Körper eine größere Rolle. „Als die Kalorie damals eingeführt wurde, ging es gar nicht um Dicksein, sondern um Arbeitskraft und die Regulierung des arbeitenden Körpers.“

Kalorienreiches Essen war also erwünscht – für diejenigen, die körperliche Arbeit verrichteten. Und der dünne Körper wurde zum Privileg derjenigen, die sich von dieser Art von Arbeit fernhalten konnten. „Es bestand zwar weiterhin die Sorge vor Hunger und Mangelernährung der Arbeiterklasse“, sagt Mackert. „Aber gleichzeitig wurde Dicksein Ende des 19. Jahrhunderts zum Problem der Mittelklasse ausgerufen.“

Im frühen 20. Jahrhundert wurden dann Diäten populär, und Sportprogramme, und das nun auch unter Frauen. „Vorher waren Diäten Männern vorbehalten, es hieß, eine Diät gefährde die Fruchtbarkeit.“ Dass eine kontrollierte Ernährungsweise zu einem besonders weiblich geprägten Thema werden konnte, habe auch mit der „Konzeption des Privaten als weiblicher Sphäre zu tun“, sagt Mackert. „Es war eines der wenigen Felder, auf denen Frauen Einfluss reklamieren konnten, und sie verknüpften nun ein weibliches Recht auf Diäten mit dem Beweis ihrer Fähigkeit zur Selbstkontrolle.“

Nach dem Ersten Weltkrieg ging es mit der Gestaltung des Körpers weiter. Die Kalorie wurde bekannter. Das führte dazu, dass Dicksein nicht mehr als gegeben hingenommen, sondern als Beleg für einen Mangel an Selbstdisziplin herbeigezogen werden konnte. „In der Gegenwart werden Menschen dafür sanktioniert, wenn sie

dicke Körper haben. Das gilt heute als Verantwortung des Individuums.“

Kann sich vor diesem Hintergrund also wirklich etwas ändern? Sind einige Modedesigner mit ihrem Casting ganz weit vorne dran? Oder ist das einfach kalkuliert, damit die Modenschau zum Gesprächsthema wird?

„Solange der Körper eng daran geknüpft ist, wie sich eine Person führt, kann sich nichts Nennenswertes ändern“, sagt die Historikerin Nina Mackert. Aber so gerät eben auch der allzu dünne Körper unter Verdacht. „Auch dünne Körper werden heute zunehmend mit einer falschen Selbstführung assoziiert.“ Es geht also darum, schlank zu sein – nicht zu dünn, als wäre man nicht genussfähig, nicht zu dick, als würde es an Selbstdisziplin mangeln. „Menschen mit dicken Körpern sind noch mal mehr aufgefordert, ständig zu demonstrieren, dass sie sich gesund ernähren.“

Wie belastend ein Casting für eine junge Frau sein muss, deren Körper von der Model-Norm abweicht, kann man sich vorstellen. „Es fing damit an, dass niemand nach ihnen gefragt hat“, sagt Modelagent Julian Niznik über die Zeit nach 2014, nachdem man bei IMG die fünf Frauen mit größeren Kleidergrößen unter Vertrag genommen hatte. „Wir haben angefangen, die Castingdirektoren, Designer und Kreativdirektoren direkt anzusprechen. Und wir haben die Models auch einfach mal auf ein Casting geschickt. Das ist schon Hardcore.“

Eines der größten Probleme seien nämlich noch immer die Samples: Wenn ein Designer eine neue Kollektion entwirft, dann gibt es sie in einer einzigen Größe. Gewissermaßen eine künstlich herbeigeführte Verknappung, damit sich auch die Stylisten der Magazine, die vor Saisonbeginn mit der Kollektion arbeiten, stets bewusst sind, welche Kostbarkeiten sie in den Händen halten.

SAMPLES IN GRÖSSE 34

Keine Überraschung: Eine solche Samplekollektion besteht nicht aus Stücken in Größe 44, sondern eher 32/34. „Für die Models ist das sehr unangenehm“, sagt Niznik.

Will ein Designer eine Frau in der Schau laufen lassen oder will ein Magazin eine Frau in einer Modestrecke ablichten, deren Kleidergröße abweicht, muss also ein Kleid erst geschneidert werden. Warum Marken zwar für Modenschauen bis ans Ende der Welt reisen und ihre Gäste dorthin einfliegen lassen, aber nicht in der Lage sind, Prototypen in verschiedenen Größen bereitzustellen, bleibt eines der großen Geheimnisse dieser Branche.

„Der Übergrößen-Markt wächst wesentlich schneller als der Standardgrößen-Markt“, sagt der IMG-Manager Niznik. „So sehen auch immer mehr Marken, dass sie Geld verschenken, wenn sie diese Klientel nicht ansprechen.“ Tommy Hilfiger, Etro, Coach, Salvatore Ferragamo, Miu Miu, Marc Jacobs, Versace seien dabei. Länder wie die Vereinigten Staaten, Großbritannien und Italien gingen offensiv an das Thema heran, Frankreich und Deutschland zurückhaltend. Die deutsche Marke Hugo Boss allerdings fotografierte Paloma Elsesser im Sommer für eine Kampagne.

Und noch etwas spricht dafür, dass man in der Mode das Schönheitsideal zur Zeit überarbeitet. Vom Modediktat ist diese Branche nämlich denkbar weit entfernt. Statt Trends – langen Röcken, kurzen Röcken, Blockabsätzen oder Kitten-Heels – macht jeder gerade sein eigenes Ding. „Jeder arbeitet an seiner eigenen Kreativität“, sagt Castingdirektor Piergiorgio Del Moro.

Wenn der Mode lange Zeit zum Vorwurf gemacht wurde, andere Frauen auf Kosten dieser Kreativität mit allzu dünnen Models in die Magersucht zu treiben, dann könnten die neuen Topmodels endlich mal für eine positive Begleiterscheinung sorgen: „Ashley Graham hat zwölf Millionen Follower auf Instagram“, sagt Modelmanager Julian Niznik. „Ihnen zeigt sie: Auch du kannst Topmodel werden, selbst wenn du nicht Kleidergröße 34 hast.“

Erstarrt in Stereotypen



Juroren beim Miss-Italia-Casting suchen nach Newcomerinnen für Film- und Werbeproduktionen.



Die „Suore dell’Immacolata“ versuchen, die Jungfrau Maria immer besser zu verstehen: „ihre Tugend, ihren Mut, ihre Hingabe“.

Stumme Showgirls und eine laute feministische Bewegung: Eine Reporterin und eine Fotografin haben sich auf die Suche gemacht nach dem Frauenbild in ihrer Heimat Italien.

Von Barbara Bachmann, Fotos Franziska Gilli

gefragt werden, was kaum passiert. Stets treten die Veline im Doppelpack auf, eine Blonde und eine Brünette – um jeden Geschmack zu befriedigen. Das Showgirl-Image ist weit entfernt von der Realität von Millionen Italienerinnen. Und doch ist es zu einem gängigen Frauenbild in der Gesellschaft geworden, an dem sich viele junge Italienerinnen bis heute orientieren.

So wie Francesca Fiaschetti aus Rom. Vor Jahren träumte sie von einer Karriere beim Fernsehen. Sie nahm, an Magersucht leidend, am Schönheitswettbewerb Miss Italia teil, einem Sprungbrett ins Fernsehshowgeschäft, und versucht sich heute als Influencerin. „Mein Hauptanliegen war immer ein schöner Körper“, sagt sie. Für eine Fernsehkarriere hält sie sich mit 22 Jahren inzwischen für zu alt. In Italien mag das für eine junge Frau zutreffen, nicht aber für einen gleichaltrigen Mann. Im Unterschied zu den Showgirls, die meist nach ein, zwei Staffeln ausgewechselt werden, gibt es für Männer keine Altersgrenze nach oben.

Nicht nur die Situation im Fernsehen zeigt: Was das Verhältnis zwischen den Geschlechtern betrifft, werden in Italien viele Selbstverständlichkeiten nicht infrage gestellt und viele Dogmen – manche noch aus der Zeit des Faschismus – einfach hingenommen, bewusst oder unbewusst. „In unserem Staat darf die Frau keine Rolle spielen“, sagte Faschistenführer Benito Mussolini einst. Fast 100 Jahre später sind Frauen in Italien überdurchschnittlich gut ausgebildet, aber unterdurchschnittlich gut beschäftigt. Italien ist ein Land, in dem eine Online-Zeitung vor kurzem titelte: „Carola Rackete ohne BH vor der Staatsanwaltschaft: die unerhörte Unverschämtheit, die vielen entgangen ist“. Und in dem der ehemalige Innenminister Matteo Salvini twitterte: „Ich schäme mich übrigens für diesen Sänger, der Frauen mit Huren vergleicht, die vergewaltigt, gekidnappt und wie Objekte behandelt

S

Sie könnten kaum widersprüchlicher sein, die beiden Rollen, die Frauen in Italien zur Wahl zu stehen scheinen. Und doch bedingen sie einander. Die eine ist die Hure. Die andere die Heilige. Maria Magdalena und die Jungfrau Maria: zwei zentrale Frauenbilder einer Institution, die das Land seit 2000 Jahren prägt. Der Einfluss der katholischen Kirche gilt als eine der primären Ursachen dafür, dass Italiens Gesellschaft zutiefst patriarchal geprägt ist. Das ist nicht zuletzt auf den Vatikan zurückzuführen, der sich seit jeher stark in gesellschaftliche wie politische Belange einmischt. In wenigen Ländern Europas sind weibliche Stereotype derart festgefahren.

Für uns, Reporterin und Fotografin, war das der Anlass, uns auf die Suche zu begeben. Danach, was es bedeutet, eine Frau zu sein in dem Land, in dem wir, wengleich in einer deutschsprachigen Minderheit, aufgewachsen sind. Für unser Buch „Hure oder Heilige – Frau sein in Italien“ (Edition Raetia) haben wir feministische Aktivistinnen und Nonnen der unbefleckten Empfängnis begleitet, haben Showgirls aus dem Fernsehen getroffen und junge Frauen, die ihnen nahefeiern. Wir zeigen heutige und historische Gegebenheiten, Glück und Trauer, Stärke und Schwäche, Mut und Rückzug.

Im Januar 2020, bei den Vorbereitungen für das wichtigste Musikfestival Italiens, das Festival di Sanremo, begründete der Hauptmoderator und künstlerische Leiter Amadeus die Wahl einer seiner Ko-Moderatorinnen mit den Worten: „Sie ist in der Lage, einen Schritt hinter einem großen Mann zu bleiben.“ Neben den Fußballspielen der Serie A erreicht das Festival die höchsten Einschaltquoten, 11,4 Millionen Zuschauer waren es beim Finale 2020. Das Fernsehen ist die wichtigste Informationsquelle der Italiener – und das Frauenbild der öffentlich-rechtlichen und privaten Kanäle bezeichnend.

Lasziv tanzen junge Frauen durch das Hauptabendprogramm, seit mittlerweile 65 Jahren. Tragen freizügige Kostüme und kräftiges Make-up. Wer keine Schönheitsmedizinischen Eingriffe hat vornehmen lassen, ist die Ausnahme. Seit mehr als 30 Jahren strahlt ein Fernsehsender des ehemaligen Ministerpräsidenten und Medienmoguls Silvio Berlusconi die Nachrichten-Satire-Show „Striscia la notizia“ aus, die an sechs Abenden pro Woche im Schnitt je 4,5 Millionen Menschen erreicht. Die dazu gehörenden Veline wurden zum Symbol für weibliche Fernsehfiguren ohne tragende inhaltliche Funktion.

Mit *velina* war ursprünglich ein dünnes Blatt Papier gemeint, das die Assistentinnen den Moderatoren während der Sendung reichten. Auch im Jahr 2021 sprechen diese Frauen nicht. Selbst dann nicht, wenn sie etwas



Das Fernsehen ist noch immer die wichtigste Informationsquelle in Italien. Viele Haushalte haben drei oder mehr Geräte, für jedes Zimmer eines.

werden. Das machst du bei dir zu Hause, nicht im Öffentlich-Rechtlichen und auch noch im Namen der italienischen Musik.“

Politiker der Neuen Rechten wie Salvini schüren immer offener die Frauenfeindlichkeit. Da verwundert es nicht, dass die Metoo-Debatte nie richtig begonnen hat – Italien schien nicht bereit für diese Auseinandersetzung. Im Gegenteil: Patriarchale Strukturen wurden dadurch noch verhärtet. Asia Argento, die Schauspielerin, die für die Vorwürfe der sexuellen Belästigung gegen Harvey Weinstein im Ausland viel Solidarität erfuhr, wurde zu Hause in Italien dafür verhöhnt und beschimpft.

In einem Frauenkloster in der mittelitalienischen Region Marken bekommen die Bewohnerinnen von alledem nicht viel mit. Seit 300 Jahren verschreiben sie sich dem Ziel, ein lebendiges Abbild der Jungfrau Maria zu sein. Das Streben nach Gleichheit der Geschlechter betrachten die „Suore dell’Immacolata“, die Nonnen der

Unbefleckten Empfängnis, kritisch. Niemals dürfe eine Frau ihre Mütterlichkeit und Demut ablegen. Die Mutter ist im Madonnen-verehrenden Italien eine Ikone, ein himmlisches und auf Erden zu erreichendes Ideal. „Ja, die Gattin und Mutter ist die Sonne der Familie. Sie ist die Sonne, die mit ihrer Großzügigkeit und Hingabe, mit ihrer ständigen Bereitschaft, mit ihrer wachsamem und fürsorglichen Feinfühligkeit in jeder Hinsicht dem Gatten und den Kindern das Leben versüßt“, schrieb Papst Pius XII. im Jahr 1943 in einer Rede an junge Brautpaare.

Und doch wird im Land der Kavaliere und Charmeur im Durchschnitt alle drei Tage eine Frau ermordet. Auch wenn der Süden als besonders konservativ gilt, ist geschlechtsspezifische Gewalt in Italien überall ein Problem, in Mailand wie in Palermo. Den bisherigen Gipfel erreichte die Gewalt in der letzten Januarwoche im Jahr 2020: An sieben Tagen wurden sieben Frauen tot aufgefunden. Man vergewaltigte sie, trat sie zu Tode, verprügelte sie. Sie wurden erwürgt, erstochen, erschossen. Gemeinsam war den Taten: Die Frauen kannten ihre Mörder. Rund 85 Prozent der Gewaltverbrechen finden in Italien zu Hause statt, hinter verschlossenen Türen, verübt von Ehemännern, Lebensgefährten, ehemaligen Partnern.

Am Ende dieser Woche bezeichnete Giovanni Salvi, der Generalstaatsanwalt des Kassationsgerichts, die Frauenmorde als „nationalen Notstand“. Ministerpräsident Giuseppe Conte versprach, den „Codice Rosso“ (er regelt Meldungen und Untersuchungen von Verbrechen im Zusammenhang mit häuslicher oder geschlechtsspezifischer Gewalt) wirksamer zu gestalten, und teilte auf Facebook mit: „Gewalt gegen Frauen ist auch ein kulturelles Problem, und deshalb werden wir in den Schulen ansetzen, zwischen Jungen und Mädchen, denn dort muss der Wandel beginnen.“ Dennoch geschah bisher wenig.

Es gibt auch ein anderes Italien. Eines, das diese Verhältnisse seit Jahrzehnten anprangert, sich nicht damit zufrieden gibt, dass viele Errungenschaften aus den siebziger Jahren, als Italiens Frauenbewegung in Europa führend war, seit den achtziger Jahren mit dem Erstarken des Privatfernsehens von Silvio Berlusconi verloren gingen. Für die Gesellschaft wird es meist nur sichtbar an Tagen wie dem 8. März, dem Weltfrauentag, oder dem 25. November, dem Tag gegen Gewalt gegen Frauen. Oder wenn bei einer Demonstration Hunderttausende Menschen auf die Straßen gehen, wie zuletzt im November 2019 in Rom, als „Non una di Meno“ dazu aufrief.

Lange gab es in Italien keine so aktive feministische Bewegung mehr. „Non una di Meno“, im Jahr 2016 gegründet, hat mehr als 80 örtliche Gruppen. Ihr Leitspruch: „Vereint sind wir aufgebrochen, vereint werden wir zurückkehren. Nicht eine, nicht eine, nicht eine weniger.“ Erstmals sind auf nationaler Ebene Aktivistinnen aus allen Altersklassen und sozialen Schichten vereint: Studentinnen, Rentnerinnen, Arbeitslose, Angestellte, Krankenpflegerinnen, Unternehmerinnen, Ökofeministinnen, Transfeministinnen. Jene, die seit fast 50 Jahren für Frauenrechte kämpfen, und solche, die sich immer engagieren wollten, aber nicht wussten, wo und wie. Und auch ganz junge Frauen, manche noch minderjährig.

Natürlich ist das Frauenbild nicht nur in Italien stereotyp geprägt. Auch Deutschland ist von einer tatsächlichen Gleichberechtigung noch immer weit entfernt. Frauen werden auch hier aufgrund ihres Geschlechts bei der Arbeitssuche benachteiligt, es gibt den *gender pay gap*, sexuelle Belästigung, Frauenmorde. Nur empfinden wir all das in der italienischen Gesellschaft als noch klarer, die Strukturen als starrer.

Den Polen Hure oder Heilige, den jahrtausendealten Stereotypen, möchten wir Bilder aus der Realität entgegenhalten. Eine 18 Jahre alte Miss-Anwärterin und eine 99 Jahre alte Bäuerin. Eine Analphabetin und eine Universitätsdozentin. Eine Schönheitschirurgin und eine Schweinezüchterin. Und auch Männer kommen im Buch zu Wort, unter ihnen ein 38 Jahre alter Pornodarsteller, der sagt: „Klar gibt es auch die ‚Heiligen‘. Aber im Grunde ist eine Frau wie ein Pferd. Es kommt immer auf denjenigen an, der sie reitet.“ Ein Priester, 72 Jahre alt, der Mutter zu werden für die größte weibliche Fähigkeit hält: „Alles in ihrem Leben dreht sich darum.“ Und ein 18 Jahre alter Gymnasiast, der sagt: „Ich bin Feminist. Es geht für mich darum, den Menschen zu sehen, nicht das Geschlecht.“ Als Kind spielte er eine Zeitlang mit einer Puppenküche, was seinem Vater missfiel. „Er war auch dagegen, als ich mich als Kleinkind an Fasching als Teletubby verkleiden wollte“, erzählt er. „Er sagte, das sei eine Frau.“



Gäste diskutieren in der Fußball-Talkshow „Il processo di Biscardi“.



Mikaela Neaze Silva ist Velina bei „Striscia la notizia“. Sie darf in ihrer Rolle nicht sprechen, auch nicht, wenn sie angesprochen wird.



Mehr als 100.000 Menschen fluten im November 2019 die Straßen von Rom, um gegen Gewalt gegen Frauen zu demonstrieren.



Clelia A. Manganaro, 35 Jahre alt, Mutter und Hausfrau, sagt: „In einer Familie ist die Frau die tragende Säule, sie kümmert sich um die Kinder und ist der Halt des Manns.“



AM ENDE

Große Reisen sind in weiter Ferne. Da liegt es nahe, nach den fernsten Orten in Deutschland zu suchen.

Norden: Ellenbogen auf der Insel Sylt



Osten: Neiße bei Zentendorf



Nördlichster Punkt EINSAMER STRAND

Am Ende stehen da nur noch die Schafe, die kauen und verdauen und sich sonst so gar nicht für den Besucher zu interessieren scheinen. Das ist ihr Gebiet, und sie wissen es. Der Sylter Ellenbogen, auf dem Weg zum nördlichsten Punkt Deutschlands. Dünen, Gras und dahinter irgendwo das Meer. Der Wind dröhnt und reißt dem Besucher die Autotür aus der Hand. Kein Mensch, nirgends, nur Fußspuren auf den sandigen Pfaden durch die Dünen und überall Schafskötte. Das scharfe Dünengras klatscht im Takt des Windes an die Beine, immer tiefer hinein in die Dünen geht es. Langsam scheint sich leise das Rauschen des Meeres in das Dröhnen zu mischen. Es kann nicht mehr weit sein.

Dabei ist der Weg an den nördlichsten Punkt Deutschlands selbst dann noch recht weit, wenn man schon im Norden Deutschlands lebt. Oder zumindest recht umständlich. Von Hamburg aus fährt man gut zwei Stunden mit dem Auto, bis man kurz vor der dänischen Grenze in Niebüll landet und darauf wartet, auf den Autozug fahren zu dürfen. Nach Rom führen viele Wege, nach Sylt sind es nur sehr wenige, und weil in Corona-Zeiten die Fähre aus Dänemark praktisch nicht mehr zu nutzen ist für deutsche Besucher, bleibt der schmale Eisenbahndamm durch die Nordsee. Der wird Hinderburgdamm genannt, was immer mal wieder für Diskussionen sorgt, wegen Hinderburg und der Geschichte und so weiter. Steht das Auto auf dem Anhänger, kann man vom Fahrersitz aus beobachten, wie der Zug auf die Insel rollt. Eine Dreiviertelstunde etwa dauert die Überfahrt.

Sylt hat bei manchen einen zweifelhaften Ruf, als Gebräu aus Geschmacklosigkeiten und Geld. Verlässt man aber den Bahnhof in Westerland und fährt die paar Kilometer in den Norden der Insel, vergisst man das schnell. Der Ellenbogen heißt so, wie er auf der Karte aussieht: eine Halbinsel aus Dünen, mit ein paar Häusern, zwei Leuchttürmen und vielen Schafen. Hier ist nichts fancy, hier prickelt kein Champagner, hier darf man nicht einmal baden, weil die Strömungen gefährlich sind. Der Ellenbogen ist in Privatbesitz. Wer mit dem Auto kommt, muss an einem Kassenhäuschen sechs Euro zahlen.

Dann geht es hinein in die Corona-Winter-Leere, zu Schafen und Dünen. Irgendwann sieht man das Meer, das aufgeregt gekräuselt daliegt. Ein paar Minuten noch durch den feuchten, tiefen Sand, der Strand ist breit, auch hier ist kein Mensch zu sehen. Der Nieselregen kommt mal von vorne, mal von der Seite, langsam aber sicher durchnässt er die Klamotten. Am Horizont soll man irgendwo Dänemark sehen können, es ist nur vier Kilometer entfernt. Heute ist da aber nur ein dunkler Streifen, der noch mehr Regen ankündigt. Dann ist die Stelle erreicht. Ein Schild ist in den Sand gerammt: „Herzlich Willkommen am nördlichsten Punkt Deutschlands“ und die Koordinaten: „55° 3' 30 Nord, 08° 24' 55 Ost“. Noch ein wenig stehen, in die Leere starren. Und wieder zurück durch die Dünen, die Sachen sind schon nass. Am Ende stehen da wieder die Schafe, die tun, was sie immer getan haben und immer tun werden: kauen und verdauen. *Matthias Wyssuwa*

Östlichster Punkt WEITE WELT

Die Felder tragen eine Haube wie aus Puderzucker, den die noch kraftlosen Sonnenstrahlen ein wenig glasieren. Überraschend hat der Jahresbeginn mal wieder etwas Schnee in Deutschlands fernen Osten gebracht. Die einst zuverlässige „Russenpeitsche“, wie die Boulevardpresse die Kombination aus niedrigen Temperaturen und viel Schnee getauft hat – in den vergangenen Wintern war sie ausgeblieben. Endlich wieder ein richtiger Winter also?

Die Neiße, die von Görlitz aus, Deutschlands östlichster Stadt, in der Regel gemächlich gen Nordosten fließt, führte im Januar viel Wasser – der Schnee schmolz schnell. Nach etwa 20 Kilometern biegt der Fluss noch einmal kräftig nach Osten ab, bevor er dann Richtung Nord/Nordwest aus dem Blick verschwindet. So ist in der Nähe von Zentendorf eine Halbinsel entstanden, auf der Deutschlands östlichster Punkt liegt.

Von hier aus ist Moskau viel näher als Madrid. Und genau 961 Meter sind es, so steht es jedenfalls auf einem Wegweiser, die das Zentrum Zentendorfs vom östlichsten Punkt der Republik trennen. Glaubt man dem „Zipfelbuch“, sind in diesem Jahr schon bis Mitte Januar gut ein Duzend Besucher hier gewesen. Sie schwärmen in ihren Einträgen von rauhen Winden, klarer Luft und weiter Landschaft.

Im Sommer sind freilich viel mehr Menschen unterwegs. Der Oder-Neiße-Radweg führt hier vorbei, und Kanu- und Schlauchbootfahrer lassen sich die Neiße hinabtreiben. Sie ist zwischen zehn und 20 Metern breit, aber nur selten tief. Es gibt ein paar Stromschnellen und Wehre, die Abenteuer versprechen, doch häufig muss man schon fleißig paddeln, um nennenswert voranzukommen. Eine Holzterrasse führt das steile Ufer hinauf zu einem Rasplatz – drei Eichen, ein Findling, eine Bank, ein Tisch und eine Deutschlandfahne am Mast. Auf der anderen Seite schimmert der weiß-rote polnische Grenzpfosten durch das Gebüsch.

Am Ufer der Neiße in Zentendorf steht noch der Bogen einer Brücke, die Bauern einst zu ihren Feldern auf der anderen Seite brachte. Heute zählt die ehemals schlesische Gemeinde mit den Nachbarorten Deschka und Zodel zu den einzigen in Deutschland, die gerade noch so östlich des 15. Längengrads liegen, an dem sich die mitteleuropäische Zeit (MEZ) orientiert. Wenn es hier zwölf Uhr mittags schlägt, hat die Sonne also tatsächlich ihren Tageshöchststand erreicht.

Seit jeher leben nur wenige Menschen in der Gegend, urbane Zentren wie Berlin, Breslau, Dresden und Prag sind mehr als 100 Kilometer weit weg. In Zentendorf waren Mitte vergangenen Jahres knapp 150 Menschen gemeldet, in der Gemeinde Neißeau, der Zentendorf angegliedert ist, waren es gut 1700. Umso mehr Platz bleibt für die Natur. Seeadler und Fischotter haben sich längst wieder angesiedelt, und im Frühjahr und Sommer ist die Region Rastplatz für immer mehr Zugvogelarten, darunter Kraniche, die in der Region lange sehr selten waren. Sie finden hier Ruhe und Nahrung für ihre kräftezehrenden Wege in den warmen Süden und den hohen Norden. *Stefan Locke*



Südlichster Punkt GROSSE NUMMER

Und dann steht da plötzlich: ein Hydrant. Glaubt man jedenfalls, wenn man endlich oben auf dem Bergsattel angekommen ist. Er thront auf einer kleinen Anhöhe, und stolpert man noch die wenigen Schritte über die scharfkantigen Felsrippen hinauf, dann zeigt sich: Der Hydrant ist ein Grenzstein, eine Säule aus Granit, deren vornehme, glatte, makellose Rundform sich leicht pikiert über die urwüchsige Naturlandschaft ringsum erhebt. Ordnungsgemäß trägt der Grenzstein auch eine Nummer, 147, und damit die Lage restlos geklärt ist, steht auf der einen Seite, in schönörkellosen dunkelgrauen Buchstaben, „Bundesrepublik Deutschland“ und darunter „Bayern“, auf der anderen Seite „Republik Österreich“ und darunter „Tirol“.

Der Grenzstein 147, errichtet im Jahr 2008, auch darüber informiert die Säule, steht auf 1900 Meter Höhe am Haldenwanger Eck im Oberallgäu. Er markiert den südlichsten Punkt Deutschlands, und wie es sich für einen Superlativ gehört, ist er nicht ganz einfach zu erreichen. Was die Sache nur noch reizvoller macht.

Die Annäherung beginnt in Oberstdorf: Kurort, Kneippott, Wintersportort und in zehn Tagen Schauplatz der Nordischen Ski-Weltmeisterschaften. Von der südlichsten Gemeinde Deutschlands aus führt der Weg in das Stillachtal, zunächst bis zum Skigebiet Fellhorn, von dessen Parkplatz an die Straße für Autos gesperrt ist. Dahinter kehrt schnell Ruhe ein: Rechts rauscht der Bach, links leuchten die Wiesen, darüber schießen beiderseits Bergflanken empor. Allgäu-Idylle. Heute zumindest. Vor acht Jahrzehnten herrschte hier der Schrecken.

Im Weiler Birgsau war von Juli 1943 an ein Außenlager des Konzentrationslagers Dachau untergebracht. Dessen Häftlinge mussten ein Ausbildungslager für Führer und Unterführer der Waffen-SS aufbauen und es bis April 1945 instand halten. Anfang Mai rückten französische Truppen kampfflos in Oberstdorf ein, die Baracken des Ausbildungslagers wurden später abgerissen. Heute, zwischen freundlichen Ferienhäusern, stöckeschwingenden Wandergruppen und eherzigig bergauf strampelnden Mountainbikern wirkt die Vergangenheit wie eine ferne Phantasie.

Am südlichsten ständig bewohnten Ort Deutschlands vorbei, dem „Gasthof Einödsbach“, windet sich der schmale Asphaltweg hinauf ins langgestreckte Rappenalptal. An dessen Talschluss zweigt links der Weg zum 1688 Meter hohen Schrofenpass ab, ein alter Handels- und Schmugglerpfad nach Tirol, der im April 1945 von SS-Leuten teilweise gesprengt wurde und heute, längst wieder instand gesetzt, von Wanderern und Mountainbikern geschätzt wird, als abenteuerlicher Auftakt ihrer Alpenüberquerung, mit luftigen Schieb- und Tragepassagen.

Vergleichsweise wenig begangen wird dagegen der Pfad, der geradeaus weiter führt: hinauf zum Haldenwanger Eck, zum Grenzstein 147. Den hat man häufig ganz für sich, die Sonne im Gesicht, ganz Deutschland im Rücken. Und das ist auch gut so. Denn da oben stößt nicht nur die Republik an ihre Grenze. Sondern auch die eigene Puste. *Bernd Steinle*

Westlichster Punkt

KLEINE WIEDERVEREINIGUNG

Die letzten Meter zum westlichsten Punkt Deutschlands im kleinen Ort Isenbruch im Kreis Heinsberg führen über einen Steg aus Holz und Stahl. Nach einem Linksschwenk weitet sich der Steg zu einer kleinen Plattform. Ein roter Stab markiert dort über der Mitte des deutsch-niederländischen Grenzächleins Rodebach jene Stelle, die so tief im Westen liegt wie kein anderer Punkt der Bundesrepublik. Bequem lässt sich auf einer Sitzbank zwischen Deutschland und den Niederlanden hin- und herrutschen.

Den „Erlebnisraum Westzipfel“ gibt es seit 2015, er soll ein „touristisches Highlight“, etwas Einmaliges sein, mit dem das Selfkant – wie die Gegend heißt – auf sich aufmerksam machen kann. Obwohl die Europäische Union den größten Teil der Baukosten beisteuerte, war das Projekt im Selfkant anfänglich umstritten. Im vereinten Europa spielten Grenzen doch gottlob keine Rolle mehr, fanden Kritiker. Warum also müsse man mit einer so aufwendigen Zipfel-Ziel-führung künstlich auf eine Grenze hinweisen?

Ohne den „Erlebnisraum Westzipfel“ wäre allerdings eines der kuriossten Kapitel der deutschen Nachkriegsgeschichte weitgehend in Vergessenheit geraten: Die Bundesrepublik Deutschland entstand 1949 ohne ihren westlichsten Punkt. Denn beinahe vier Jahre nach der deutschen Kapitulation, 19 Tage nach der Gründung der Nato und einen Monat vor Gründung der Bundesrepublik Deutschland annektierten die Niederlande am 23. April 1949 den Ort Elten am Niederrhein und mehrere Orte im Selfkant bei Aachen – als Faustpfand für Verhandlungen über Kriegsschadigungszahlungen mit Deutschland. Eigentlich wollten die Niederlande einen breiten Streifen entlang der bestehenden Grenze bis hoch zur Nordsee haben. Doch bei Briten und Amerikanern kam das nicht gut an. Sie wollten zumindest die westlichen Besatzungszonen wegen der wachsenden Spannungen mit der Sowjetunion so rasch wie möglich stabilisieren.

Nach langen Verhandlungen bekamen die Niederlande von den zuletzt geforderten 1750 Quadratkilometern deutschen Bodens gerade einmal 69 zur sogenannten Auftragsverwaltung zugesprochen. In den Niederlanden mischte sich die Enttäuschung, kaum mehr als das „kleine Selfkältchen“ bekommen zu haben, mit dem schlechten Gewissen: Zeitungskommentatoren wiesen darauf hin, dass jede Annexion ein Verstoß gegen das in der Atlantik-Charta verbrieftete Recht auf Selbstbestimmung und die westeuropäische übernationale Solidarität sei.

Während die Bundesrepublik außenpolitisch zügig vorankam und Kanzler Konrad Adenauer die Westintegration zielstrebig betrieb, blieb der Konflikt um die kleinen niederländisch besetzten Gebiete lange ungelöst. Im Frühjahr 1960 gelang es den beiden Staaten endlich, einen Ausgleichsvertrag auszuhandeln – dessen Ratifizierung aber noch gut drei weitere Jahre auf sich warten ließ.

Am 1. August 1963, Punkt null Uhr, kam es schließlich zur kleinen Wiedervereinigung im Westen. Mit 14 Jahren Verspätung kam die Bundesrepublik Deutschland zu ihrem westlichsten Punkt. *Reiner Burger*



Süden: Grenzstein am Haldenwanger Eck



Westen: Rodebach in Isenbruch



Das Nationale Geographische Institut in Paris hat den neuen geographischen Mittelpunkt der Europäischen Union berechnet: neun Grad, 54 Minuten, sieben Sekunden östlicher Länge und 49 Grad, 50 Minuten, 35 Sekunden nördlicher Breite.

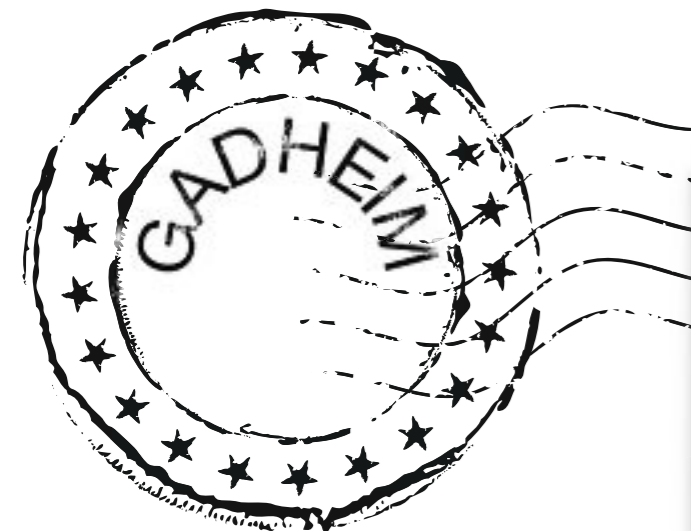


Mitten in einem Acker haben die Gadheimer den Mittelpunkt markiert: Neben einer halbrunden Bank und einem rot-weißen Vermessungsstab in einem Findling wehen die Fahnen von Veitshöchheim, Deutschland und Europa.



Grüße aus

Sehenswürdigkeit von Gadheim: die katholische Kapelle St. Markus, die 1467 entstand und zwei Jahrhunderte dem Apostel Jakobus dem Älteren geweiht war.



Seit 2016 konnten sich die Gadheimer auf ihre neue geographische Bedeutung freuen, nachdem die Briten im Juni 2016 für den Brexit gestimmt hatten.

Der Brexit macht's möglich: Eine kleine Gemeinde in Unterfranken ist geographischer Mittelpunkt der EU.

Von Peter-Philipp Schmitt
Fotos Norbert Franchini

Nur geschätzte 80 Einwohner hat der kleine Ortsteil Gadheim, der zur Gemeinde Veitshöchheim im unterfränkischen Landkreis Würzburg gehört.

Ein Weg führt schon seit Jahrhunderten nach und durch Gadheim: der fränkische Jakobsweg. Symbol ist die Jakobsmuschel, Ziel ist das angebliche Grab des Apostels Jakobus in Santiago de Compostela.



Veitshöchheim ist bekannt für sein Schloss. Der Hofgarten der einstigen Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Würzburg gilt zudem als einer der schönsten Rokoko-Gärten in Europa.



EINFACH ZEN-SATIONELL

Von Maria Wiesner

Marie Kondo bringt alles in Ordnung? Nein. Unsere Redakteurin räumt mit der allzu simplen Philosophie der japanischen Autorin auf. Ein Vorabdruck.

„Man glaubt in Japan, dass nicht nur Naturphänomene wie das Meer und das Land den Gottheiten als Wohnsitz dienen, sondern auch der Küchenherd und sogar jedes einzelne Reiskorn, weswegen man allem mit Ehrfurcht begegnete“, schreibt Marie Kondo in „Das große Magic Cleaning Buch“ und spielt dabei mit japanischen Kultureinflüssen, um ihrer Methode einen pseudophilosophischen Anstrich zu geben und ihr westliches Publikum zu begeistern. Die Cover ihrer Ratgeber zieren je nach Ausgabe mal ein Buddha in einem sonst leeren Regal, mal ein Bonsaibäumchen, mal stilisierte Papierfächer. Inhaltlich spielt Kondo immer wieder auf ihre Zeit als Gehilfin im Shinto-Tempel an und integriert in ihre Aufräumempfehlungen Animismus, Ikkigai-, Zen- und Wabi-Sabi-Ideen oder zumindest das, was westliche Leserinnen darunter verstehen.

Besonders durch ihre Anspielungen auf die Lehre des Animismus überzieht sie ihre Methoden mit einem leicht esoterischen Touch, der direkt an der Faszination für Japonismus andockt, die man im Westen seit dem Ende des 19. Jahrhunderts pflegt. Wenn es bei Kondo etwa heißt: „Loben Sie die Dinge, die Ihnen zwar überhaupt keine Freude bereiten, auf die Sie dennoch hin und wieder angewiesen sind“, dann übernehmen ihre Klientinnen das zögerlich, können sich aber immerhin einreden: In Japan macht man das halt so.

Ein weiterer Grund, warum Kondos Methode in Japan „wirklich niemanden vom Hocker haut“, wie eine japanische Freundin es ausdrückte: Sie ist dort nur ein Aufräumratgeber unter vielen. Besonders zum Neujahrsfest putzt man in Japan sowieso die Wohnung, räumt auf, schrubbt die Böden und entrümpelt. Was in Europa lange als „großer Frühjahrsputz“ Tradition hatte, aber durch die Urbanisierung und damit veränderte Lebens- und Arbeitsbedingungen in seiner Extremform in Vergessenheit geraten ist, blieb in Japan abgeschwächt erhalten. Nach dem Motto: Nur gut sortiert startet man ins neue Jahr. Im Dezember strahlt das Fernsehen Ratgeber sendungen für das richtige Aufräumen aus, Zeitschriften veröffentlichen Tipps. Es geht ums Praktische, das braucht nicht den philosophischen Überbau vom besseren, einfacheren Leben.

Weit gefehlt. In Japan macht man sich über genau dieses Verfahren sogar lustig. Besonders das Begrüßen des Hauses, für das Kondo sich in der Netflix-Show zu Beginn der Folge ins Wohnzimmer kniet und in kurzem Gebet die Augen schließt, stößt zumeist auf Unverständnis. Japanische Freunde bezeichneten es als „Hüttenzauber-Showeinlage“. Und auch japanische Twitternutzer machen Witze über diesen extremen Animismus, der selbst Häusern eine Seele zuschreibt. So schrieb etwa ein Nutzer: „Ich habe angefangen, die Show auf Netflix zu schauen, hab' aber sofort ausgeschaltet, als sie sagte: ‚Bevor wir mit dem Aufräumen beginnen, begrüßen wir das Haus.‘ Und eine andere wundert sich, als sie die Show auf Netflix zum ersten Mal sieht, dass Kondo „so was wie ein Celebrity in Amerika“ ist.

Das Verhältnis zum Besitz und damit auch zum Aufräumen ein anderes. Dafür muss man nur ein Buch wie „Breast and Eggs“ der von Haruki Murakami verehrten jungen Autorin Mieko Kawakami zur Hand nehmen. „Wenn du wissen willst, wie arm jemand aufgewachsen ist, frag danach, wie viele Fenster sie hatten. Frag nicht nach den Dingen in ihrem Kühlschrank oder ihrem Kleiderschrank. Die Zahl der Fenster sagt alles.“

In Amerika und Europa hingegen schlägt man aus dieser Sehnsucht nach einem besseren, einfacheren Leben seit Beginn des 20. Jahrhunderts in Form von Ratgebern Profit. Heute sind die Dinge in der Wohnung kein Sinnbild der eigenen Persönlichkeit mehr, sondern haben in den Köpfen ihrer Besitzer ein Eigenleben entwickelt, drohen sie zu erdrücken. Unordnung im Haus steht für Unordnung im Leben, das Sortieren des äußeren Chaos soll zum Sortieren des inneren Chaos führen.

Tatsächlich hat Marie Kondo ihre Karriere in Japan begonnen, doch der Erfolg kam erst mit der englischen Übersetzung ihres ersten Ratgebers. Auf den amerikanischen Markt zielte sie von Anfang an ab, wie das Magazin „New Yorker“ schon 2015 aufdeckte. Darin zeichnet der Verfasser ihren Weg in Japan folgendermaßen nach: „2010 gewann Kondos Buchvorschlag den ersten Preis im Trainingskurs ‚Wie man einen Bestseller schreibt, der für zehn Jahre beliebt bleibt‘. Einer der Jurymitglieder war Tomohiro Takahashi, ein Lektor beim Verlag Sunmark, der in Tokio Selbsthilfe-Ratgeber und Wirtschaftsbücher herausgibt.“ Auf

der Verlagswebsite finden sich Fitnessratgeber („Die effektivsten Core-Trainings“) neben Büchern über nonverbale Kommunikation („Wie du Eindruck machst, ohne zu reden“) und Diäten („Der Enzymfaktor“), die alle auch mit Blick auf den europäischen und amerikanischen Markt veröffentlicht werden und dort mitunter Millionenbestseller sind. Takahashi brachte Kondos erstes Buch also heraus, und es verkaufte sich dank einer verzierten Internetkampagne auch ganz gut, bis 2011 das große Seebeben vor der Sanriku-Küste der Region Tōhoku einen Tsunami auslöste und mit ihm die Katastrophe von Fukushima. Danach, so Lektor Takahashi, habe sich das Buch in Japan phänomenal verkauft. So gern der Westen Japan erklären will, auch dort reagieren Menschen auf eine Katastrophe, indem sie ihren Besitz sortieren – und dies weniger aus kulturellen oder religiösen, sondern eher aus pragmatischen Gründen.

Einer Freude nachzuspüren, die man sich von seinem Besitz einmal versprochen, ist die von Kondo propagierte Methode. Doch die Unternehmerin möchte nicht dazu anleiten, dass nach weniger Kram in der Wohnung steht. Im Gegenteil. Um den Haus- und Seelenfrieden zu erhalten, rät Kondo zur Anschaffung eines Sets bestehend aus Quarzstein und Stimmgabel, das praktisch direkt über Kondos eigenen Webshop erworben werden kann – für nur 75 Dollar. „Marie benutzt diese Stimmgabel in ihrem Alltag, um ausgeglichen zu sein – und man trifft sie nie ohne einen Kristall an.“ Auch ein Uchiwa-Fächer aus Papier (44 Dollar), eine Räucherschale aus Keramik (68 Dollar) oder der Desktop-Zen-Garten (140 Dollar) finden sich dort. Neben diesem Pseudo-Zen-Nippes können auch Boxen und Schachteln fürs richtige Sortieren erstanden werden. Ein Boxenset kostet 69 Dollar und sieht jenen Boxen ähnlich, die man im Tokioter 100-Yen-Shop, dem Äquivalent der hiesigen Ein-Euro-Läden, bekommen würde. Bei Kondo tragen die Boxen nur wohlklingende Namen wie „Clarity“, „Harmony“ oder „Wonder“ und sind mit Kirschblüten oder rosafarbenen Tupfern versehen. Die Zielgruppe ist klar: das stereotype weibliche Publikum.

In Europa und Amerika, wo die Häuser und Apartments größer sind als in Japans Städten, ist das nicht mehr nötig. Wer es sich leisten kann, hat begehrtbare Kleiderschränke, in denen Winter- und Sommersachen nebeneinander hängen. Alle anderen lassen die Wintermäntel am hinteren Haken der Garderobe baumeln und verstauen die Strickpullover weiterhin griffbereit, braucht man sie in Mitteleuropa doch unter Umständen selbst Anfang Juni noch einmal.

Dies ist ein gekürztes Kapitel aus dem Buch „Alles in Ordnung? Warum wir vor lauter Aufräumen unser Leben verpassen“ von Maria Wiesner, das in diesen Tagen im Verlag HarperCollins (208 Seiten, zwölf Euro) erscheint.

FOTO GETTY

DIE WELT ALS VILLA UND VORSTELLUNG

Von Peter-Philipp Schmitt, Fotos Monica Trejo

Anala und Armando Planchart ließen sich in den Fünfzigern „ein modernes Haus“ in Caracas errichten. Heute versucht eine Stiftung, das Werk des Architekten Gio Ponti zu erhalten.



Wie eine Florentiner Villa: Gio Ponti wollte auch italienisches Flair nach Caracas bringen.

Mit einem Brief fing es an: „Wir hoffen“, schrieb Armando Planchart im Juni 1953, „Sie haben etwas Kostbares für uns auf Lager.“ Der Satz war an Gio Ponti gerichtet. Den berühmten italienischen Architekten hatte Plancharts Frau Ana Luisa, genannt Anala, im fernen Caracas entdeckt. Ponti hatte 1928 die Zeitschrift „Domus“ gegründet, sie erschien monatlich und beschäftigte sich unter seiner Leitung mit „Architektur und moderner Einrichtung in der Stadt und auf dem Land“. Anfang der fünfziger Jahre war sie die maßgebliche Architektur-Zeitschrift der Welt, und Anala Planchart war eine begeisterte Anhängerin der Arbeiten Gio Pontis geworden.

Wenig später schon reisten die Plancharts nach Mailand, um den vielbeschäftigten Architekten für sich und ihre Pläne zu gewinnen. Anala Planchart hatte ein Grundstück auf einem Hügel mit Blick auf die Hauptstadt Venezuela erworben, dort sollte nun ein „modernes Haus“ entstehen. „Ich möchte, dass es keine Wände hat, damit ich Ávila sehen kann“, sagte sie bei ihrem ersten Treffen zu Gio Ponti. Ávila, das ist das mehr als 2000 Meter hohe Gebirge, das sich nördlich von Caracas erhebt.

Der Mailänder, Jahrgang 1891, machte sich ans Werk. Dutzende Briefe mit Ideen und Plänen gingen hin und her, schließlich reiste Gio Ponti 1954 selbst nach Caracas, um sich ein Bild von „El Cerro“ zu machen, dem Hügel, auf dessen Spitze das Haus „so sanft wie ein großer Schmetterling“ sitzen sollte. Am 8. Dezember 1957 war die Villa bezugsfertig. Von dort oben hatten die Plancharts die beste Aussicht auf die ganze Stadt. Nur ein Jahr später verfolgten sie von ihrer Terrasse aus, wie der Diktator Marcos Pérez Jiménez gestürzt wurde und an Bord eines Flugzeugs in die Vereinigten Staaten floh.

Armando Planchart, 1906 in Caracas geboren, war Geschäftsmann. Er arbeitete zunächst für General Motors und machte sich später selbstständig. Venezuela war nach dem Ersten Weltkrieg dank seiner Erdölvorkommen zu einer aufstrebenden Industrienation geworden, in der viel Geld zu verdienen war. Anala und Armando Planchart gehörten bald zu einer wohlhabenden Elite, die sich viele Extravaganzen leisten konnte, darunter die nach ihnen benannte Villa.

Gio Ponti plante und baute sie nicht nur für sie, er stattete sie auch aus. Sessel und Schränke stammen genauso von ihm wie der „Harlekin-Fußboden“ aus buntem Marmor und die Wände mit Mosaiken aus Steinen und Fliesen. Selbst das Geschirr in der Küche hat der Designer eigens für die Villa Planchart entworfen.

Haus und Inventar haben sich erhalten und sind heute im Besitz der Fundación Anala y Armando Planchart, einer Stiftung, die Armando Planchart 1970 gegründet hat. Er starb 1978 in Caracas, seine Frau überlebte ihn um 27 Jahre. Bis zu ihrem Tod 2005 im Alter von 94 Jahren wohnte sie in „El Cerro“, wie die Villa auf dem Hügel auch genannt wird. Seither dient das Gebäude der Stiftung als Veranstaltungsort. Auch das ist einer der Stiftungszwecke: Die Fundación soll Kunst und Kultur in Venezuela fördern.

Doch das ist nicht leicht in einem Land, das von einer wirtschaftlichen Krise in die nächste taumelt. Venezuela steht seit Jahren, spätestens seit Nicolás Maduro die Macht von Hugo Chávez übernommen hat, vor dem Staatsbankrott. Zur Zeit, sagt die Direktorin der Stiftung, Carolina Figueredo, sei das Gebäude noch in einem guten Zustand. „Doch ohne Hilfe können wir die Villa Planchart auf Dauer nicht erhalten.“

Die Stiftung bemüht sich um internationale Unterstützung, die vor allem aus Italien kommt, etwa von Gio Pontis Enkelsohn Salvatore Licitra, der den Nachlass seines Großvaters verwaltet. Nachdem einige Möbel aus der Villa 2018 in der Ausstellung „Tutto Ponti“ im Musée des Arts décoratifs in Paris zu sehen waren, wuchs das Interesse. Inzwischen kann man einen Entwurf aus der Villa Planchart kaufen – den Sessel D.154.2, den Molteni & C herausgebracht hat. ◀



ETWAS KOSTBARES Gio Ponti entwarf nicht nur das Haus. Auch alle Möbel, den „Harlekin-Fußboden“ aus buntem Marmor im Wohnzimmer, die Mosaikwände im Patio, die Küche und das Arbeitszimmer sowie den Garten und die Terrasse mit dem spektakulären Blick über die Hauptstadt Venezuelas hat der Mailänder Architekt gestaltet.

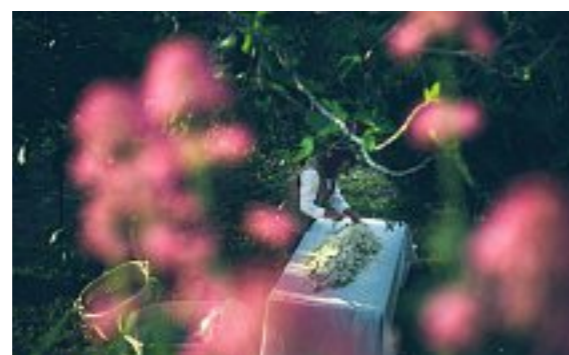




„NACH DER PANDEMIE WERDEN WIR FRISCHERE DÜFTE BEVORZUGEN“

Auf Abstand: François Demachy, Chefparfumeur von Dior, über die Bedeutung von Parfum in Zeiten der Kontaktbeschränkungen, einen Film über sich – und wie er Nähe zu seinem späteren Beruf fand

„Das Parfum ist ein Mittel des Austauschs“: Jasmin-Ernte in Grasse (links), Pflückerinnen bei der Ylang-Ylang-Ernte in Madagaskar (rechts)



FOTOS: CHRISTIAN DIOR (2)

Herr Demachy, über Ihre Arbeit läuft vom 22. Februar an die Dokumentation „Nose“, die über Amazon zu sehen ist. Dabei sind Parfümeure eigentlich bekannt für strenge Geheimhaltung.

Das war schon außergewöhnlich, denn über zwei, drei Jahre hinweg hat mich ein Filmteam bei der Arbeit begleitet. Das waren höchstens drei Personen, aber es bedeutete, dass immer jemand um mich herum war. Hin und wieder haben sie Fragen gestellt, sie verstanden ja nicht viel von meinem Beruf, und das hat auch mich dazu gebracht, mehr nachzudenken und meine Arbeit zu erklären. Das ist gar nicht so einfach, denn das Ausdrucksmittel von uns Parfümeuren ist ja der Geruch.

Ihr Beruf nennt sich, so auch der Filmtitel, „Nase“. Kann man die Arbeit eines Parfümeurs überhaupt in Worte und Bilder übersetzen?

Es war einfacher, als wir mit dem Team auf Recherche gehen konnten, in die einzelnen Länder.

Man sieht Sie zum Beispiel in San Reggio in Kalabrien bei der Bergamotte-Ernte und in County Clare in Irland bei einem Treffen mit Lieferanten.

Da haben uns auch die Bilder der Landschaft geholfen, die viel von dem transportieren, was in den Düften steckt. Aber das allein reicht natürlich nicht, es stellte sich jedes Mal die Frage: Wie können wir noch tiefer eintauchen, damit das Ergebnis nicht oberflächlich bleibt? Also war es wichtig, Gespräche mit den Bauern und Produzenten zu führen, die auch ihren Anteil an dem erklären, was später ein Duft ist.

Wie lebt es sich als „Nase“ mit Mund-Nasen-Schutz?

Ich trage sie natürlich, wenn ich das Büro verlasse. Aber im Büro, wenn ich hier alle Produkte riechen muss, geht das nicht.

Die Corona-Pandemie ist nicht einzudämmen ohne Abstandsregeln. Verändert das unsere Wahrnehmung von Düften?

Ja, aber eher wegen der Maske als wegen des Abstands. Mit Maske ist es schwieriger zu riechen. Unsere Arbeit hat das bislang noch nicht verändert, und wir machen deswegen jetzt auch keine Düfte, die stärker riechen. Unsere Düfte riechen hinreichend stark. Wenn die Pandemie vorbei ist, könnte ich mir aber vorstellen, dass wir natürlichere, frischere Düfte bevorzugen. Solche, mit denen man nicht mehr allzu parfümiert riecht.

Vor Ihnen auf dem Schreibtisch stehen viele kleine Flaschen mit Duftstoffen, mit denen Sie arbeiten. Ist dieses Sortiment jetzt ein anderes als das vor einem Jahr?

Genau, diese Recherche ist jetzt viel frischer.

Hat sich auch Ihre Duftsensibilität im Alltag verändert?

„Parfum gehört zum Leben der Menschen, so wie das Essen.“

François Demachy fotografiert von Helmut Fricke.



Auf mich persönlich trifft das nicht wirklich zu. Aber viele, die länger im Lockdown waren, werden das sicher bestätigen können. Dann legt man schließlich nicht mehr täglich Parfum auf.

Wie sind Sie damals zum Parfum gekommen?

Bei mir war das keine Berufung, sondern Zufall: Mein Vater war Apotheker und wünschte sich, dass ich Medizin studierte. Leider war ich darin nicht erfolgreich. Die Aufnahmeprüfung nach einem Jahr Vorbereitung habe ich nicht bestanden, so entschloss ich mich für Zahnmedizin. Die Ausbildung dazu absolvierte man damals nicht an einer Universität, sondern an einer Schule, und die musste man bezahlen. Es waren die Siebziger, und der Freiheitsdrang unter den jungen Leuten war groß. Wie viele junge Menschen wollte ich es alleine schaffen. Um die Schule also bezahlen zu können, arbeitete ich im Nebenjob in einer Fabrik für Parfum. Ich wohnte ja in Grasse. Voilà.

Voilà?

Zahnmedizin war auch nicht so wirklich mein Ding, anders als die Parfümerie, die sagte mir vollkommen zu. Und dabei blieb ich.

Sie wären also fast in einem Beruf gelandet, der im Hinblick auf Gerüche für das Gegenteil von wohlriechend bekannt ist.

Ja, die elterliche Autorität zu der Zeit war wirklich stark ausgeprägt. Ich habe zwei Brüder. Einer war ein erfolgreicher Informatikstudent, der andere sollte Ingenieur werden, und ich sollte es dann wenn möglich mit Pharmazie versuchen.

Erinnern Sie sich an die Gerüche in der Apotheke Ihres Vaters?

Mein Vater war streng, in den Ferien durften wir als Kinder nicht einfach so die Tage ins Land streichen lassen. Wir mussten in der Apotheke arbeiten. Es ging dann vor allem um das Nachbefüllen von Flaschen, und da habe ich zum ersten Mal ein Parfum kreierte. (Holt ein kleines Fläschchen hinter dem Schreibtisch hervor.)

Ihr erstes Parfum?

Ein Eau de Cologne. Mein erster Kontakt mit der Parfümerie. Außerdem habe ich in der Zeit noch ein Öl zum Sonnenbaden angerührt.

Die Siebziger, Öl zum Sonnenbaden! Ihr Schreibtisch steht heute voll mit Duftstoffen in Fläschchen. Brauchen Sie noch mehr als diesen Ort? Wie wichtig sind Zusammenkünfte für Sie?

Sehr wichtig! Das Parfum ist ein Mittel des Austauschs, man muss es tragen und teilen, nur so kann es leben. Wenn ein Parfum in seiner Flasche auf der Kommode stehen bleibt, bedeutet es nichts. Dann ist es tot. Das fängt für uns Parfümeure mit dem Austausch mit den Produzenten an, und das geht bis zu den Kunden, die das Parfum tragen.

Also ist Parfum gerade mit den Kontaktbeschränkungen tot?

Parfum gibt es seit Millionen von Jahren, es war immer da. Es war mal mystisch, hatte etwas Religiöses. Und so wie das Essen gehört es zum Leben der Menschen. Es ist ein Kulturgut.

Besonders in Frankreich.

Man riecht die Blumen, und sie riechen schön. Ein Parfum aber ist mehr. So wie die Küche auch mehr ist als Ernährung.

Wenn man es als Kulturgut betrachtet, für das es Menschen braucht, die es gemeinsam teilen, dann wird auch klar, warum das Parfum aktuell ein bisschen Leerlauf hat. So wie die Opernhäuser, Theater und Spitzenrestaurants. Absolut.

Wie hat sich Ihr Leben mit dem Lockdown verändert?

Ich habe zwei Labore, eines bei Paris in Neuilly, eines hier in Grasse. Während des Lockdowns war ich also ausschließlich in Grasse, ich hatte eine Erlaubnis, jeden Tag ins Labor zu gehen, und das war schön. Ich war dort ja ganz alleine, und es gab keine Meetings. Der Lockdown war für mich eine sehr produktive Zeit.

Ist in Ihrer Freizeit auch ein interessantes Corona-Hobby dazugekommen? Freizeit, das ist kompliziert. Aber ich habe mehr gelesen.

Können Sie sich einen Duft vorstellen, bei dem wir uns später an die Corona-Zeit erinnern fühlen werden?

Nein. Wenn das alles hoffentlich irgendwann vorbei ist, wollen wir es ganz bestimmt einfach vergessen.

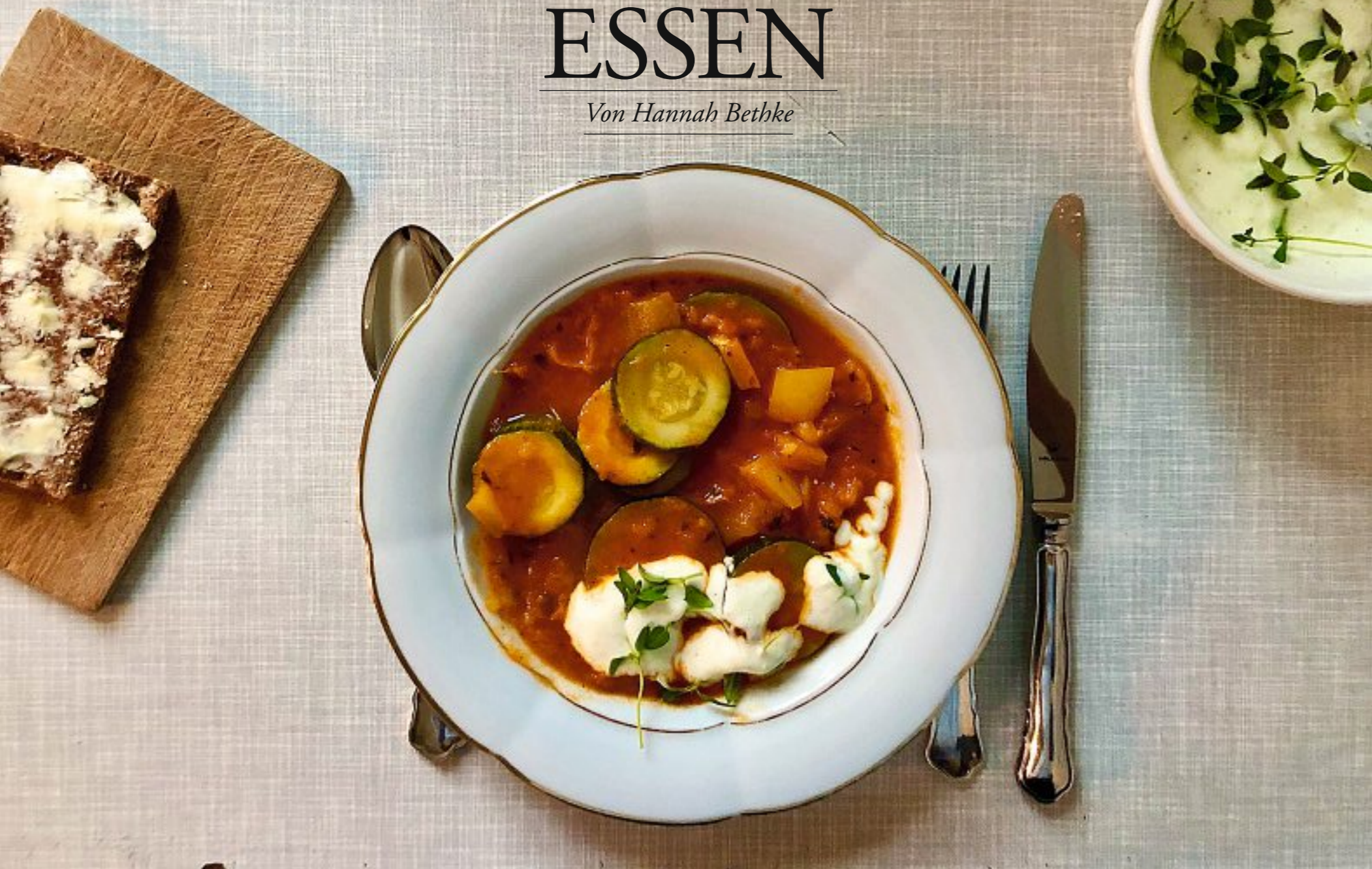
Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.

François Demachy

François Demachy, Jahrgang 1949, wuchs in Grasse auf und kam als junger Mann über einen Studentenjob zur Parfümkunst. Er lernte beim Dufthaus Charabot, arbeitete bei Chanel und wurde 2006 zur „Nase“ von Dior. Er lebt in Grasse, ist in vierter Ehe verheiratet und hat vier Kinder.

ERFAHRUNG ESSEN

Von Hannah Bethke



Wenn Restaurants geschlossen sind und man kaum jemanden treffen darf, bleibt nur noch der Gang in die Küche. Der utopisch reale Gegenort zur Pandemie ist das beste Mittel zur Krisenbewältigung – und verbindet uns mit der Welt. Ein Erlebnisbericht.

Es begann mit Ottolenghi. Längst war der britische Koch aus Israel überall bekannt, aber an mir war die Welt der Gourmets und Küchenprofis vollständig vorbeigegangen. Ich achtete auf gesunde Ernährung, liebte vegetarisches Essen und einen schön gedeckten Tisch, war aber selten motiviert, mich dafür selbst in die Küche zu stellen. Ich war lieber Gast als Gastgeber und zog sogar das anschließende Saubermachen und Spülen den unvorstellbaren Strapazen des Kochens vor.

Dann kam Corona. Gast zu sein war nicht mehr angesagt, weder in Restaurants noch in privaten Zusammenkünften, die eine unzulässige Erweiterung der Kontaktpersonen bedeutet hätten. Es gab nur einen Weg, die entstandene Leere zu füllen: selbst zum Kochlöffel zu greifen.

Auf der Suche nach Rezepten, die auch für Untrainierte umsetzbar sind, geriet ich zum ersten Mal an Yotam Ottolenghi. „Simple“ heißt sein Kochbuch, das mich in seiner Schönheit und Klarheit samt passender Botschaft anlockte. Ich begann zu lesen – und konnte nicht mehr aufhören. Ich lernte, was schwarzer Knoblauch und Rosen-Harissa ist, warum die grüne arabische Gewürzmischung Za’atar hervorragend zu Auberginen mit Buttermilchcreme samt Granatapfelkernen passt und Knollensellerie ein vollkommen unterschätztes Gemüse ist. Ich fühlte

mich in guter Gesellschaft, als ich erfuhr, dass nicht nur ich bis zum letztmöglichen Schritt alles fertig vorbereitet haben möchte, bevor mein (zur Zeit einziger) Gast in die Küche kommen und sich an den gedeckten Tisch setzen darf. Was ich schon als Zwangsneurose zu identifizieren glaubte, beschreibt Ottolenghi freundlich als eine von vielen Eigenarten, Essen auf den Tisch zu bringen. Es gibt eben unterschiedliche Kochtypen, lernte ich. Die einen brauchen wie ich Autarkie am Herd, um hochkonzentriert und ohne die Gefahr sozialer Ablenkung nach größtmöglicher Perfektion des Menüs zu streben; die anderen sind bewundernswerte Multitasker, die beim Kochen in Gesellschaft aufblühen und sich nicht daran stören, bei der Essenszubereitung beobachtet zu werden und dazu auch noch entspannt eine Unterhaltung zu führen.

Die Fotos der phantastischen Gerichte von Ottolenghi bestechen durch einen Hauch von Unordnung, der das Essen lebendig und natürlich macht. Hier ist die Tischdecke verknittert, da liegt ein Tropfen Sauce neben der Gabel, dort ist ein Teller schon halb leer gekratzt. Nichts erinnert an die sterilen Bilder überholter Kochbücher, die wie angestaubte schlechte Fernsehfilme wirken. Die wohlthuende Ästhetik der neuen Kochgeneration verspricht nicht zu viel:

Die Geschmacksnuancen, die Ottolenghi kreiert, sind überraschend, explosiv, fein; und sie bringen ein Stück Ferne in die eigene Küche. Wenn auf das Fleischtomaten-Carpaccio mit Frühlingszwiebel-Ingwer-Salsa, angereichert durch Sherry-Essig, ein Auberginen-Eintopf mit Puy-Linsen folgt und am Ende ein Cheesecake mit Honig und Thymian auf dem Tisch steht, kommt das fast schon einem Kurzurlaub gleich.

Kochen schärft das Bewusstsein. Jede Zutat bekommt eine neue Bedeutung, nichts ist mehr selbstverständlich. Selbst Knäckebröte mit Butter und etwas Salz oder Tomaten, auf die Olivenöl geträufelt und Meersalz und Pfeffer gestreut werden, sind ein Glücksversprechen, wenn man sie nur aufmerksam genug zubereitet und isst.

Mich umgab plötzlich die unmittelbare Erfahrung sinnstiftender Evidenz. So ging ich in die Küche – und blieb dort. Es ist ein Ort, an dem alle Sinne gefragt sind. Riechen, schmecken, fühlen. Und nicht nur das: Kochen erfordert Geduld, Frustrationstoleranz, logisches Denken. Bedauerlicherweise auch: Kernkompetenzen im Kopfrechnen, räumliches Vorstellungsvermögen, Grundkenntnisse der Mengenlehre. Aber anders als am Schreibtisch wird man in der Küche sofort mit sichtbaren und im Idealfall auch sehenswerten Ergebnissen belohnt. Die Küche wurde

Kochen ist heilsam: Paprika-Zucchini-Eintopf, Joghurt-Limetten-Sauce, frischer Thymian und einfaches Knäckebrötchen

mein Gegenort. Dort vergaß ich die schlechten Nachrichten aus der pandemischen Welt, mit der jeder Morgen beginnt und jeder Abend endet.

SINNLICH BACKEN

In der Sinnlichkeit des Brotbackens zeigen sich die Grenzen technologischer Substitution. Keine Küchenmaschine der Welt kann das Gefühl ersetzen, das den ganzen Körper erfasst, wenn die Hände den Teig durchkneten und zu einem Laib formen. Kochen und Backen sind nicht nur Herstellungsprozesse; sie führen zu einer tieferen Verbindung mit dem Leben. Hinter jedem Rezept steckt eine Geschichte. Das gilt nicht nur für Ottolenghi. Ich abonnierte drei Kochzeitschriften und erwarb innerhalb kürzester Zeit an die 20 Kochbücher. Ich las sie wie Romane, von der ersten bis zur letzten Seite. Sie stehen in ihrem Erkenntnisgewinn und inneren Fluchtpotential der schönen Literatur in nichts nach.

Hinreißend erzählt und illustriert ist zum Beispiel „Carpathia“ von Irina Georgescu: „Eine kulinarische Reise durch Rumänien“. Man lernt nicht nur rumänisches Essen kennen, sondern erfährt auch viel über Geschichte, Geographie und Kultur des Landes. Die Zutaten sind einfach, was man von der mitunter aufwendigen Zubereitung nicht immer behaupten kann. Das hat einen einfachen Grund: Ob Heißräuher („Afumături“) oder Frischkäse („Brânză de casă“), eingelegtes Gemüse („Murături“) oder in Kohlblätter eingewickelte Kartoffelbrot („Pită cu cartofi“) – es wird alles selbst gemacht. Immer wieder erzählt die Autorin, die im kommunistischen Bukarest aufgewachsen ist, dass es viele Zutaten und Lebensmittel in Rumänien nicht gegeben habe; man musste improvisieren, mit dem auskommen, was da war.

Die Rezepte sind dennoch reichhaltig: „Mămăligă cu brânză și smântână“ zum Frühstück – eine Käse-Polenta mit saurer Sahne und weichem Spiegelei. „Dovleci pané“, frittierte Zucchini-scheiben mit Knoblauchsauce, als Vorspeise oder zwischendurch, dazu „Tort de clăite cu spanac“, einen Pfannkuchenturm (es ist wirklich ein Turm!) mit Ziegenkäse-Spinat-Füllung. Es folgt eine köstliche klassische „Ciorbă“ mit Sauerkraut und Kümmel und zum Abschluss – nur für laktoseaffine Liebhaber deftiger Desserts zu empfehlen – „Șodou cu tăiței și piersici“, ein Nudelpudding mit gegrillten Pfirsichen.

Es ist dem leisen Widerstand der Rumänen zu verdanken, dass die Fertigkeiten ihrer ganz eigenen Kulinarik bis heute überliefert sind; das kommunistische Regime wollte die kulinarische Vielfalt zerstören, wie Georgescu schreibt. Die Herstellung von Käse, Wurst und Wein wurde unterbunden, irgendwann gab es in diesem Staat nur noch ein Kochbuch. Ein Schwarzmarkt für Rezepte rettete das Kulturgut; zumindest jenes, das in der Familie der Autorin überliefert wurde, und das sie nun uns überliefert.

Wer kocht, erfährt solche Geschichten – und kann das Fernweh, das einen dann überfällt, durch die neuen Gerüche in der eigenen Küche lindern. So gelingt die Verbindung mit der Welt, die wir in der Pandemie gerade nicht betreten können. Als wären sie für den Lockdown geschrieben worden, erklärt Ruth Rogers, die britische Köchin des Londoner „River Café“, das Prinzip Hoffnung in ihren Kochbüchern so: „Wir wollten immer ein Restaurant, in dem gekocht wird wie zu Hause. Unsere Rezepte sorgen dafür, dass zu Hause wieder gekocht wird wie in unserem Restaurant, in dem gekocht wird wie zu Hause.“ In einer großartigen neuen Gesamtausgabe finden sich alle Rezepte zur italienischen Küche, die Ruth Rogers

und ihre Partnerin Rose Gray im Laufe ihres langen Kochlebens gesammelt haben.

Kochen tröstet. Es ist heilsam. Es wärmt uns in der kalten Jahreszeit, wie Nigel Slater in seinem Herbst- und Winterkochbuch plastisch beschreibt: „Der Winter ist der Weg, auf dem die Natur uns dazu bringt, Kohlenhydrate zu essen. Sie beschützen und beleben uns. Sie sind Balsam für unsere zerrütteten Nerven.“ Ein heißes Porridge mit getrockneten Früchten am Morgen. Fenchelauflauf mit Pinienkernen und Sauerteigbrot am Abend.

Plötzlich verstand ich Christina Hendricks, die in der Netflix-Serie „Good Girls“ mit unfassbarer Präzision und Perfektion zu kochen und zu backen beginnt, sobald in ihrem komplizierten Leben als illegale Geldwäscherin die nächste Schwierigkeit droht. Der Griff zum Schneebesen als Krisenbewältigungspraxis – nie war mir die seelische Bedeutung von Küchengeräten klarer als im Corona-Jahr. Sie wurden zum Synonym der Hoffnung auf eine bessere Welt. Raus aus allem. Weit weg. Früchtebrot backen, bis die Wohnung nach Nelken, Äpfeln, Zimt duftet.

Und natürlich, in der Advents- und Weihnachtszeit obligatorisch: Kekse backen. Hier allerdings trete ich ein schweres Erbe meiner Mutter an, die Jahr für Jahr ein so raffiniertes Keksgedäck präsentiert, dass man seinen Augen kaum traut. Jeder Keks ist ein kleines Kunstwerk, phänomenal komponiert. Man mag in diese Perfektion gar nicht hineinbeißen, und tut man es doch, weiß man nicht, was man besser finden soll – die Geschmacksexplosion im Mund, die selbst dann noch ungeahnte Nuancen hervorbringt, wenn man glaubt, schon alle Zutaten erfasst zu haben; die erstaunliche Konsistenz, die bei jeder Kekssorte punktgenau richtig ist; oder die filigrane Glasur, die selbst die kleinste Zacke präzise erfasst. Im Angesicht dieser Kekse – jedes Jahr 25 Sorten – muss jeder, der nicht mit einer so außergewöhnlichen Plätzchenbegabung gesegnet ist, zum Dilettanten werden. Doch da hilft nur eines: weiterbacken, riechen, schmecken,

fühlen. Und nächstes Mal einen weniger lauten Wutanfall bekommen, wenn schon wieder eine Sorte misslungen ist.

Aber fehlt da nicht noch etwas? Wo bleibt das Fleisch, werde ich immer wieder gefragt. Es ist entbehrlich, antworte ich, seit mehr als zwei Jahrzehnten Vegetarierin. Muss man immer noch erklären, was an der Massentierhaltung falsch ist? Warum wir dem Planeten schaden, wenn wir tonnenweise Fleisch konsumieren? Der amerikanische Journalist Bill Buford, der seinen Job beim „New Yorker“ aufgab, um Koch in Lyon zu werden, spiegelt in seinem Buch „Dreck“ die Abgründe extremen Kochens. Da geht es um Butterkrebse, die lebend in die Küche kommen. Man müsse sie während der Häutung aus dem Wasser holen und der Luft aussetzen, damit sie knusprig bleiben, schreibt Buford. Und dann: „Um Butterkrebse zuzubereiten, braucht man nur eine starke Schere und eine Metallschüssel. Mit der linken Hand packt man das Tier direkt hinter den Klauen; mit der rechten Hand schneidet man ihm, direkt hinter den Augen, den Kopf ab und lässt ihn in eine Schüssel fallen. Der jetzt weit offene Korpus ist erstaunlich geräumig.“

DEKADENZ ERKENNEN

Das erinnert an den Essay von David Foster Wallace, der „Am Beispiel des Hummers“ erzählt, welch schreckliche Qualen Tiere erleiden, wenn sie lebend in den Kochtopf geworfen werden. Das gehört eben auch zur Welt des Kochens: uns selbst damit zu konfrontieren, wie wir mit Tieren und unserer Umwelt umgehen.

Diese Erkenntnis existiert neben der Dekadenz der Gourmets, die der kapitalistischen Logik folgen oder vielleicht auch einfach eine anthropologische Grundkonstante erfüllen: das absurdeste Essen zu ergattern, nur weil wir es können; niemals genug zu kriegen; das importierte Essen wie eine Trophäe auf dem Teller zu plazieren. Wer isst, hat Macht. Die Menschen wollen aus Krisen nicht lernen. Sie tun es nur, wenn sie es müssen.

Zugleich hat sich viel verändert. Es gibt ökologische Wirtschaftsmodelle wie „Crowd Farming“, die den direkten Kontakt zwischen Verbrauchern und Erzeugern herstellen, nur nach Bedarf ernten, die Lieferkette nachhaltig verkürzen. Der britische Autor und Koch Nigel Slater sieht Gemüse auf dem Vormarsch. Die Zeitschrift „Essen und Trinken“ rät strikt vom Konsum des beinahe vollständig ausgerotteten Thunfisches ab. Selbst das Gourmet-Magazin „Falstaff“, das eher nicht für die Moral des ökologischen Verzichts bekannt ist, empfiehlt nachhaltiges Einkaufen. Supermarktketten schalten Anzeigen gegen das Küchenschreddern.

Ich gehe zurück in die Küche. Heute gibt es Tagliatelle mit Steinpilzen und Salbei. Kämen viele Gäste, würde ich zum Nachtschich noch Crema di mascarpone machen. Irgendwann sitzen wir wieder zusammen, an einem langen Tisch mit reichhaltigem Gedeck und schönen Belegungen. Vielleicht nicht in diesem Jahr. Aber bestimmt im nächsten. ◀

Zum Weiterlesen:

Bill Buford: „Dreck. Wie ich meine Familie einpackte, Koch in Lyon wurde und die Geheimnisse der französischen Küche aufdeckte“. Carl-Hanser-Verlag, München 2020. 511 S., 26 Euro

Irina Georgescu: „Carpathia. Eine kulinarische Reise durch Rumänien“. Ars-Vivendi-Verlag, Cadolzburg 2020. 224 S., 26 Euro

Rose Gray/Ruth Rogers: „River Café – Alle Rezepte“. Echtzeit-Verlag, Basel 2020. 780 S., 62 Euro

Yotam Ottolenghi: „Simple. Das Kochbuch“. Dorling-Kindersley-Verlag, München 2018. 320 S., 28 Euro

Nigel Slater: „Greenfeast: Herbst/Winter“. Dumont-Verlag, Köln 2020. 320 S., 28 Euro

David Foster Wallace: „Am Beispiel des Hummers“. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2010. 64 S., 6,99 Euro

// Nie war mir die seelische Bedeutung von Küchengeräten klarer als im Corona-Jahr. Sie wurden zum Synonym der Hoffnung auf eine bessere Welt. Raus aus allem. Weit weg. Früchtebrot backen. //



Frei nach Ottolenghi: Fleischtomaten-Carpaccio mit Frühlingszwiebel-Ingwer-Salsa

VERNARRT IN MATJES

Von Claus Eckert (Text und Fotos)

Als Matjes bezeichnet man junge Heringe, die noch nicht gelaicht haben und daher besonders zart und delikats sind. Wegen des hohen Anteils ungesättigter Fettsäuren gelten sie als sehr gesund. Im Frühsommer gefangen, sind sie in vielfältiger Form, beispielsweise konserviert in Salz oder Öl, ganzjährig erhältlich.

Besonders gefragt sind Matjesfilets gewöhnlich dieser Tage: in der fünften Jahreszeit. Obwohl Fastnacht, zum Leidwesen mancher Narren, in diesem Jahr nicht im Saal oder auf der Straße gefeiert wird, kann ein nahrhaftes Matjesgericht über die Folgen einer Fernseh-Fastnachtsitzung oder einer närrischen Online-Weinprobe hinweghelfen. Oder Sie gönnen sich ein traditionelles Heringsessen am Aschermittwoch zum Auftakt der Fastenzeit.

ROTER MATJESSALAT

100 Gramm Pellkartoffeln und 150 Gramm Matjesfilets in jeweils einen Zentimeter große Würfel schneiden. Eine gewürfelte Zwiebel in etwas Öl anschwitzen, mit einem Schuss Rote-Bete-Saft ablöschen und abgekühlt zum Fisch geben. Einen halben Apfel, eine Gewürzgurke und eine Rote Bete klein würfeln und vorsichtig mit Fisch und Kartoffeln vermischen. 50 Gramm Saure Sahne und 50 Gramm Mayonnaise verrühren, unterheben und den Salat mit Pfeffer, Salz, Zucker und etwas Essig abschmecken. Gehackte Kräuter, besonders Dill, runden den Geschmack ab. Optional mit Blaubeeren garnieren. Reichen Sie dazu gebutterten Toast.

MATJES HAUSFRAUENART

200 Gramm Schmand mit 100 Gramm Naturjoghurt und 100 Milliliter Milch glattrühren. Zwei Lorbeerblätter und je vier zerdrückte Wacholderbeeren und Pimentkörner darin „ziehen“ lassen. Zwei Gewürzgurken, in Würfeln oder Scheiben, einen kleingeschnittenen Apfel, zwei Zwiebeln, halbiert und in Scheiben geschnitten, sowie gehackte frische Kräuter unterheben. Je nach Salzgehalt des Matjes mit Salz, Pfeffer, einer Prise Zucker und Zitronensaft würzen.

Vier Matjes-Doppelfilets abspülen, abtropfen und auf Tellern oder einer Platte anrichten, großzügig mit der Sauce bedecken und mit Kräutern garnieren. Mit heißen Pellkartoffeln, Bratkartoffeln oder frischem Vollkornbrot servieren. Alternativ schneidet man den Fisch in Stücke und vermischt ihn gleich mit der Sauce oder man legt ihn darin über Nacht im Kühlschrank ein. Dazu schmeckt, besonders am Aschermittwoch, ein kaltes und vor allem alkoholfreies Pils.

Mengenangaben für etwa vier Personen



Frankfurter Allgemeine SELECTION

Cadavre Exquis

Die Stille Post der Künstler aus der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung

Sichern Sie sich Werke herausragender zeitgenössischer Künstler aus der großen Kunstaktion der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung. Jedes Werk ist die Interpretation des vorangegangenen Werkes – beginnend mit Édouard Manets Klassiker „Olympia“. Erst am Ende wurde die ganze Reihe sichtbar, die am 23. August 2020 die ganze Zeitung einnahm. So entstand ein kollektives Kunstwerk, das zum Dokument dieses Jahres wurde, von Corona bis Black Lives Matter.

Alle Werke sind handsigniert, arabisch nummeriert und auf jeweils 20 Stück limitiert. Herausgeber der Edition: Schellmann Art, München.



FOTO PATRICK SCHMIDT/HAUSE DORSAY



Peles Empire, Laure 820 Euro*



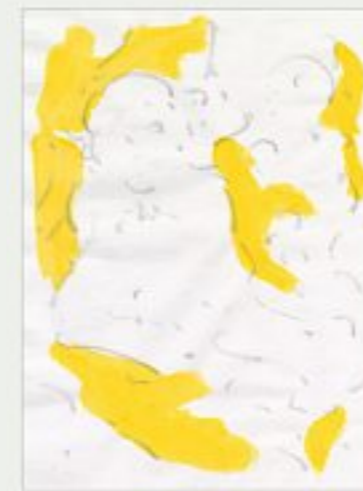
Kerstin Brätsch, Lebenserbe 1.280 Euro*



Thomas Scheibitz, Cadavre Exquis/Manet Olympia/Scheibitz, 1.130 Euro*



Laure Prouvost, Nice to not be a screen (cadavre), 920 Euro*



Franz Erhard Walther, Der Körper antwortet, 1.020 Euro*



Frida Orupabo, A Visit 820 Euro*



Andrea Büttner, Spargelstecher 1.020 Euro*



Julie Mehretu, Privileges Taken for Granted, a Cadavre Exquis, 2020, 1.130 Euro*



Thomas Demand, Cadavre Exquis/Manet Olympia/Demand, 1.130 Euro*



Joan Jonas, Disinformed to death 1.230 Euro*



James Richards, Untitled 1.030 Euro*



Die exklusive Sammlermappe mit allen Werken, römisch nummeriert in einer Auflage von 20 Exemplaren ist für 7.700* Euro erhältlich.

* VP für die ersten 10 Exemplare

F.A.Z. Selection steht für herausragende Qualität und anspruchsvolles Design – exklusiv für F.A.Z.-Leser gefertigt in deutschen Manufakturen und von renommierten Herstellern. Besuchen Sie unseren Online-Shop!

faz.net/selection, Info: (069) 75 91-10 10, Fax: (069) 75 91-80 82 52



MOOD →



Dieser Couchtisch! Unheimlich ästhetisch, nicht? Ja, wirklich. Das britische Onlineportal Myjobquote.co.uk, auf dem sich auch Helfer für den Innenausbau finden lassen, hat untersucht, nach welchem Mobiliar aus Fernsehserien häufig gesucht wird. Am beliebtesten, mit 28.230 Suchanfragen im Monat, ist „Friends“.

Für Kinder sind Masken längst Normalität. Zeit für die entsprechende Begleitliteratur: „Einhorn, Bär und Nachtigall tanzen auf dem Maskenball“ (Verlag Antje Kunstmann).



Das Faultier braucht fast 20 Stunden, bis es die Maske umgebunden.



Die schlechte Nachricht: Auch in den kommenden Wochen wird es voraussichtlich zu kalt sein, um auf die Daunenjacke zu verzichten. Die gute: Dekolletiert kann sie schon sein. (Goldwin)



Gegen Stimmungstiefs und den chronischen Mangel an Tageslicht leuchtet die Wonder von Uto Balmoral. (Seletti)



Wie kleidet sich „Der Gentleman“ (Bernhard Roetzel) wohl im Lockdown? Natürlich weiterhin nach Maß! (Cove)



Wer tief sinnige Slogans auf den T-Shirts der Teilnehmer der Zoom-Konferenz nicht mehr sehen kann, begegnet ihnen digital mit einer Gartenschere. (Brutale Broderie)

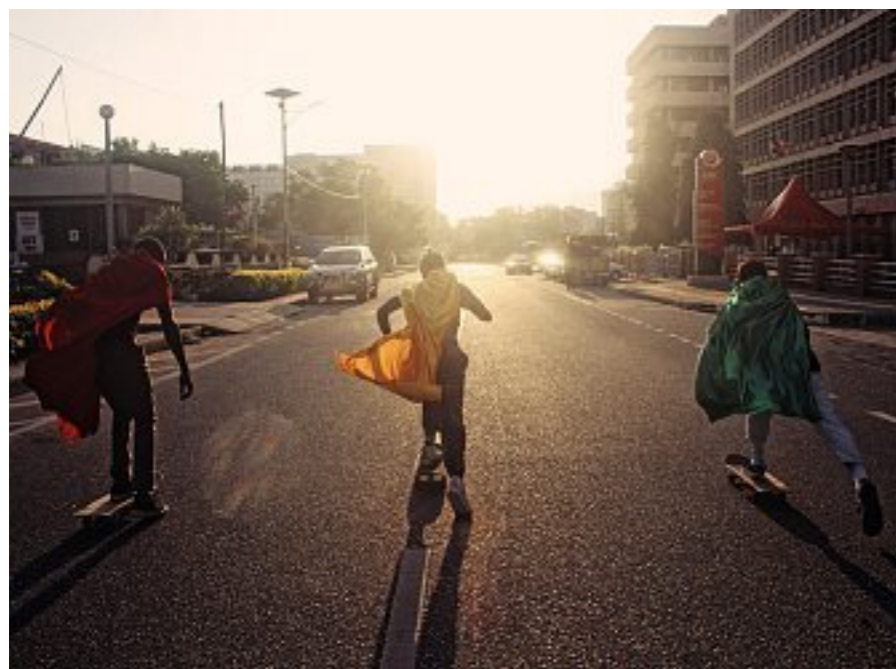
Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Wie nennt man eine Beauty-Marke, damit Männer sie attraktiv finden? Vielleicht Pasta & Love.

Elektroschrott...

... ist in vielen Fällen noch gar keiner. Die Onlineplattform Refurbed ermuntert Händler zur Generalüberholung der alten Elektroteile und bietet Kunden ein Portal, auf dem sie diese anschließend kaufen können. Gewissermaßen als Secondhand-Elektronika. Schont nicht nur das Portemonnaie, sondern auf Dauer auch die Umwelt.



Eine andere Art von Kooperation sind jetzt die Marken Off-White und Daily Paper eingegangen. Dabei ist nicht die 35.763. Modelinie entstanden, sondern ein Park für Skater in Accra. (Ghana)



Wenn medizinische Masken eine Instanz sind, dann muss es für nicht ganz so akute Fälle auch ästhetische geben. (Puremasks)



Einmal spielen wir Douglas-Werbung: Morgen ist Valentinstag! Die Köstlichkeiten der Nougateria schmecken auch nachträglich.

FOTOS: ACTION PRESS; HERSTELLER ©; ILLUSTRATION: ROTRAUT; SUSANNE BERNER

MUT →

Die Elektromobilität hat Fuß gefasst auf dem deutschen Automarkt. Und 2021 gerät sie erst so richtig in Bewegung.

Ist die automobilen Welt nur noch elektrisch? Nein, das ist sie nicht, aber der Weg weist in diese Richtung. In diesem Jahr erscheint eine Fülle neuer Modelle, die Auswahl wächst also. Getrieben von der staatlichen Förderung, verbuchen elektrische und elektrifizierte Antriebe starke Zuwachsraten. Ende vergangenen Jahres nahm diese Dynamik noch einmal zu.

Allein im November 2020 kamen mehr Elektrofahrzeuge auf die deutschen Straßen als in den ersten sieben Monaten des Vorjahrs. „2020 ist trotz Krise das Jahr des Durchbruchs für die Elektromobilität gewesen“, teilte der Importeursverband VDIK (Verband der internationalen Kraftfahrzeughersteller) mit. „Dieser Boom dürfte sich fortsetzen. 2021 könnten in Deutschland 500.000 bis 600.000 Batterie-Elektroautos und Plug-in-Hybride neu zugelassen werden.“

Bei diesen Zahlen ist zu beachten, dass in der Statistik häufig rein elektrische und hybride Modelle zusammengerechnet werden, was sachlich nicht ganz richtig ist. Viele Käufer entscheiden sich nämlich für eine Kombination aus Elektromaschine und Verbrennungsmotor, die in den allgemeinen Sprachgebrauch als Plug-in-Hybrid eingegangen ist. Plug-in deshalb, weil der Akku zum Fahren an der Steckdose aufgeladen werden kann. Die Kombination der beiden Antriebe ist schwerer und ineffizienter als es klassische Motoren sind, sie wirkt aber wie eine Vollkaskoversicherung: Man kann elektrisch in die Stadt fahren und hat auf der Langstrecke keine Sorge vor unendlichen Ladezeiten oder kurzen Reichweiten.

Wer das Rennen machen wird, ist offen, denn die bislang mit relativ geringen realistischen Reichweiten um 25 bis 40 Kilometer ausgestatteten Plug-in-Hybride werden demnächst mit einigen Überraschungen aufwarten. Mercedes-Benz beispielsweise steht offenbar kurz davor, ein solches Modell mit 100 Kilometern elektrischer Reichweite auf den Markt zu bringen. Das wäre dann im täglichen Gebrauch eigentlich schon ein reines Elektroauto.

Davon finden sich gleichwohl immer mehr Modelle in den Verkaufsräumen – und mit ihnen entsteht eine neue Formensprache. Weil die Elektromotoren kompakter sind, die zugehörigen Akkus zumeist in den Boden gelegt und dort geschützt werden müssen und der Antrieb insgesamt weniger Platz benötigt, entstehen häufig großzügigere Innenräume. Das ist freilich nur die halbe Wahrheit, denn die Batterien beanspruchen ein gewisses Volumen, weshalb die meisten Elektroautos recht großzügig gestaltet sind.

Ein Ausrufezeichen setzt dabei BMW mit dem Ende des Jahres erscheinenden iX, einem SUV von gewaltigem Format, das bei seiner Vorstellung die Betrachter entzweite. Viele sind skeptisch, ob dieses Design tatsächlich ankommen wird, doch der globalisierte Konzern denkt längst nicht mehr allein an seine europäische Kundschaft – sondern besonders auch an die in den Vereinigten Staaten und in China, wo es geschmacklich bekanntlich andere Vorlieben gibt. Wie ein Gegenwurf präsentiert sich da der Fiat 500, den es nun auch als vollelektrische Variante gibt. Aber nicht täuschen lassen: Das so knuddelig aussehende Gefährt ist als Elektriker wesentlich größer als die von der Straße bekannten 500er-Modelle.

Doch was auch immer gerade besser ins Leben passt: Es ist inzwischen einiges in Bewegung geraten – dem Automarkt und den Käufern stehen spannende Zeiten bevor.



DAS KOMMT AUF UNS ZU

Von Holger Appel



Der Strom der Zeit: Opel schlägt mit dem Mokka eine neue Designrichtung ein (1), BMW testet den Geschmack mit dem iX (2), Fiat erprobt ein Konzept mit zweieinhalb Türen (3), Dacia versucht sich als Preisbrecher mit dem Spring (4), Volkswagen führt den ID 4 heran (5), Audi zielt mit dem E-Tron GT auf Dynamik (6), Mercedes-Benz elektrifiziert mit dem EQS die Luxusklasse (7).

FOTOS: HERSTELLER

„ZU FISCH UND GEMÜSE NIEMALS SAUCE“



Bei diesem Namen ist es zum Sport nicht weit: Auch bei **Anna Lewandowska**, der Ehefrau von FC-Bayern-Spieler Robert Lewandowski, ist man damit gleich im Thema. Lewandowska, 1988 in Łódź geboren, besuchte die Sporthochschule in Warschau und hat eine Profikarriere in Karate hinter sich. Heute arbeitet sie als Fitness- und Ernährungsberaterin, führt mit Healthy Plan by Ann ein eigenes Unternehmen und gibt auch in diesem Fragebogen einen Eindruck davon, was es bedeutet, sich bewusst zu ernähren. Die beste Referenz hat sie dabei in der eigenen Familie: Ihr Ehemann scheint von ihrer Arbeit zu profitieren.

Was essen Sie zum Frühstück?

Mal Haferbrei, mal Eier mit Avocado. Allerdings niemals beides. Entweder esse ich Kohlenhydrate oder Proteine.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Bei Luxusmarken, aber auch sehr gerne bei polnischen Designern.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

In meinem Schrank hängt nichts Altes. Vintage ist nicht so mein Ding.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

In der Weihnachtszeit: einen Wunschzettel mit meiner Tochter an den Nikolaus und Karten an meine Mitarbeiter.

Welches Buch hat Sie in Ihrem Leben am meisten beeindruckt?

Da gab es natürlich viele. Aber eines, das ich vor kurzem gelesen habe und das mir viel gebracht hat: „The Way We’re Working Isn’t Working“ von Tony Schwartz. Das war für mich eine gute Inspiration.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Ich lese die Nachrichten auf meinem Smartphone.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Ernährung!

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Ich weine normalerweise nicht. Aber als ich schwanger war, hat mich jeder Film zum Weinen gebracht.

Sind Sie abergläubisch?

Überhaupt nicht.

Worüber können Sie lachen?

Wenn ich mit Freunden zusammen bin und wir uns an alte Zeiten erinnern.

Ihre Lieblingsvornamen?

Die Namen meiner Töchter: Laura und Klara.

Machen Sie eine Mittagspause?

Ja, denn ich lege Wert auf regelmäßige Mahlzeiten und lasse niemals eine Hauptmahlzeit aus. Es ist mir auch wichtig, mir bewusst Zeit fürs Essen zu nehmen. Ich esse dann gerne Fisch, Gemüse, aber nie mit Sauce. Niemals Saucen!

In welchem Land würden Sie am liebsten leben?

Ich dachte immer: Los Angeles, wegen des schönen Wetters und des Fitness- und Ernährungsbewusstseins

dort. Aber in Deutschland lebe ich auch wirklich gerne. München, wo ich jetzt lebe, ist eine wunderschöne Stadt.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Gemüse und Obst und Kaffee. Das ist ein Spezialkaffee, den man mit gedämpften Kräutern zubereitet, und der muss im Kühlschrank gelagert werden.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit, definitiv.

Was ist Ihr größtes Talent?

Sport. Und ich scheine auch ein gutes Auge für Fotografie zu haben.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Alleine tanzen und das mit dem Rest der Welt teilen. Und mit meinen Kindern spielen, als wäre ich selbst noch so jung.

Welche historische Person würden Sie gerne treffen?

Johannes Paul II.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Ja, beides. Ich bin Fan und Botschafterin der polnischen Marke Apart. Das passt zu meinem Stil, mal entspannt, mal elegant.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Lavendel, vor allem vor dem Schlafengehen.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Da fallen mir zwei ein. Als mir Robert auf Kuba einen Heiratsantrag gemacht hat, das war eine tolle Überraschung. Und als wir mal auf Mykonos waren und tagsüber auf der Terrasse getanzt haben. Einer der Mitarbeiter hat für uns spontan Justin Timberlake aufgedreht, „Losing My Way“, unser Lieblingslied.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Beyoncé und Jay-Z in der Türkei, 2018.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Ich habe alles, um glücklich zu sein. Aber ich glaube auch fest daran, dass man das Glück in sich trägt. Man muss es dort finden und nicht darauf hoffen, dass es von außen zu einem kommt. Ansonsten wird einem immer etwas fehlen.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Ich trinke niemals, während ich esse. Das ist nicht gut für den Magen. Aber zu meinen Lieblingsgetränken gehören: Wasser mit Zitrone, Kaffee und Smoothies.

Aufgezeichnet von Jennifer Wiebking.



FOTO IMAGO / EASTNEWS

EDGY BY BRETZ

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • BRETZ.DE
 FLAGSHIPS: STILWERK BERLIN • HOHE STR. 1 DORTMUND • WILSDRUFFER STR. 9
 DRESDEN • STILWERK DÜSSELDORF • ALTE GASSE 1 FRANKFURT • STILWERK HAMBURG
 HOHENSTAUENRING 62 KÖLN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100 • MÜNCHEN
 HALLPLATZ 37 NÜRNBERG • KÖNIGSBAU PASSAGEN STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

Bretz
 TRUE CHARACTERS



DIOR